Die Thalmühle.

Eine Dorfgeschichte.

Frei nach dem Englischen der Verfasserin

des

Moravian Life in the Black Forest.

In's Deutsche übertragen

von

Minna Waldner.

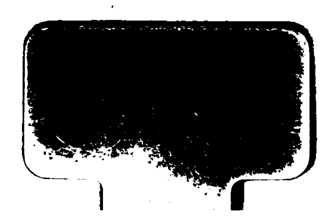
Einzig rechtmäßige von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe.

Basel.

Bahnmaier's Verlag (C. Detloff).

1867.

6





Die Thalmühle.

Eine Dorfgeschichte.

Frei nach dem Englischen der Verfasserin

des

Moravian Life in the Blaek Forest.

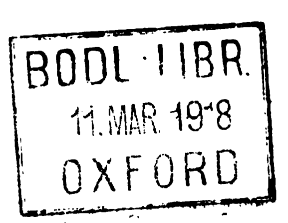
In's Deutsche übertragen

von

Minna Waldner.

Einzig rechtmäßige von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe.

Basel.
Bahnmaier's Verlag (C. Detloff).
1867.



Druck von Balmer und Riehm in Basel.

Inhaltsverzeichniß.

I. Im Walde.

Es war an einem warmen Sommer-Nachmittag, Mitte August. Selten nur durchzog ein leiser Lufthauch den stillen Föhrenwald; die Sonne warf ihre heißesten Strahlen vom tiefblauen, unbewölkten Himmel herab, aus dem schattigen Thal aber ertönte von nah und fern das liebliche Läuten der Kuhheerden.

Auf einer kleinen Haide oder Lichtung im Walde graste eine solche Heerde zwischen bemoosten und verwitterten Baumstümpfen und wohlriechendem Haidekraut, und ließ sich das magere, dünngewachsene Gras im Freien besser schmecken, als das reichlichste Futter im engen Stalle.

Ein junges, schlankes, sonngebräuntes Mädchen lehnte an einem Baum, und bewachte die hin- und her irrenden Kühe; sie schien aber zu zart für diese Beschäftigung und für die bäurische Tracht, und derselben ungewohnt. Sie hatte einen Stock unter dem Arm, aber ihre Finger waren eifrig mit einem Strickzeug beschäftigt, während sie mit heller, sanfter Stimme ein etwas feierliches Lied sang, mit den oft wiederkehrenden Anfangsworten: „Was Gott thut, das ist wohlgethan.“

Nach ihren ausdrucksvollen Zügen und dem ganzen Ernst ihrer Haltung zu schließen, mochte sie etwa achtzehn Jahre alt sein, wenn auch ihre jugendliche

Gestalt ihr ein viel jüngeres Aussehen gab. Dieß kam aber nicht von ihrer seltsamen, malerischen Tracht; denn das rothe Mieder war sehr kurz, und der glänzend schwarze Rock bildete mit seinen reichen Falten eine Art Polster um die Hüften. Der hübscheste Theil ihres Anzugs waren die blendend weißen, bauschigen Hemdärmel und die schneeweißen Strümpfe, welche man fast bis zum Knie sehen konnte. Auf einem alten Baumstamm neben ihr lag ihre schwarze Jacke, mit einem kleinen, weißen Strohhut, der mit vier schwarzen Rosetten geschmückt war.

Auf der andern Seite des schmalen Fußwegs konnte man eine alte, krumm gebeugte Frau erblicken, welche Heidelbeeren suchte, um sie im nahen Städtchen zu verkaufen. Ihre Tracht war genau wie die des Mädchens, nur daß sie ein weniger bunt gesticktes, enganliegendes Käppchen trug, und ein kleines Weidenkörbchen mit einer Schnur um den Hals gehängt hatte, in welches sie die eingesammelten Beeren warf.

Sie hörte eine Weile dem sanften, wehmüthigen Gesange zu, sah umher, und schien erstaunt zu sein über das Aussehen der jungen Sängerin, die so verschieden war von den rothwangigen, blauäugigen Bauernmädchen ihrer Bekanntschaft. Sie näherte sich, und sagte mit freundlichem Kopfnicken: „Guten Tag!“ — „Guten Tag!“ antwortete das Mädchen lächelnd und mit fröhlichem Blicke.

„Das war ein recht hübsches Lied, was Du da gesungen hast,“ sagte die Alte, sich auf ihren Stock stützend. „Ich habe es noch nie gehört. Wo hast Du es gelernt?“ —

„Es war ein Choral,“ erwiederte das Mädchen etwas traurig; „ich habe ihn vor etwa drei Jahren im Institut gelernt; ich singe ihn oft, und denke dabei an jene fröhliche Zeit, an meine Freundinnen und

Lehrerinnen, und wenn ich traurig bin, so werde ich dann wieder getrost und zufrieden."

„Gewiß," sagte die Alte, „das sind sehr trostreiche Worte; in welchem Institut bist Du gewesen?"

„Ich war drei Jahre lang in K.," antwortete das Mädchen, „meine liebe selige Tante hatte mich dorthin gethan, damit ich eine gute Erziehung bekäme."

„So, so!" sagte die Alte, „aber zu was nützt eine gute Erziehung, wenn man das Vieh hüten und Strümpfe stricken muß? All' Dein Wissen hilft Dir jetzt nichts."

„Wenn meine Tante noch lebte, wäre es anders," sagte das Mädchen mit einem Seufzer. „Meine Eltern sind beide todt; — ich denke es wenigstens," fügte sie wie zu sich selbst sprechend hinzu; „und ich habe nur noch meinen Onkel, welcher sich nicht viel um mich zu bekümmern scheint, seit er wieder geheirathet hat."

„Du bist also jetzt bei diesem Onkel? Wo wohnt er?"

„In der Thalmühle dort; man kann von hier aus sogar das Wasser in der Sonne glitzern sehen, wenn es vom Rad in den schäumenden Mühlebach fällt. Das Wohnhaus ist auf dem kleinen Hügel neben der Mühle; meine Tante — nämlich meine Stieftante — kommt soeben heraus und holt den jüngsten Knaben, der dort zum Bach hinunterläuft. Er ist ihr eigenes Kind und ihr Liebling."

„Sind noch andere Kinder da?"

„Ja noch zwei, — ein Knabe von sechs Jahren und ein Mädchen von acht, das Friederike heißt, wie meine selige Tante, man nennt es aber nur Rickele. Wenn ich nicht das Vieh hüten muß, so besorge ich die Kinder, und das thue ich jedenfalls viel lieber. Ich habe die Kinder so gerne."

„Nun, es ist gut, daß Du wenigstens eine bessere Beschäftigung hast; sieh, Kleine, ich habe Dich vorhin recht bedauert, daß Du etwas thun mußt, wozu Du so wenig zu passen scheinst; Du hast jedenfalls in K. ein angenehmeres Leben gehabt, denn dorthin thun die vornehmen Leute ihre Kinder. Ich bin etwas bekannt dort, denn ich habe einen Sohn in jener Gegend verheirathet, und seine Kinder verkaufen immer viel Erdbeeren, Heidelbeeren 2c. im Institut. Du scheinst Deine Bekannten dort nicht vergessen zu haben. Wenn Du ihnen vielleicht einmal einen Brief schreiben willst, so könnte ich Dir ihn durch meine Großkinder schon hinbesorgen. Ich wohne nicht selbst dort, sondern in Mönchthal, nicht weit von hier, auf der andern Seite vom Thal."

„O, ich kenne das Dorf gut," entgegnete das Mädchen, ganz glücklich, mit Jemand von K. sprechen zu können; „ich muß jeden Mittwoch da vorbei, wenn ich Butter und Eier nach Dornfeld auf den Markt trage, und wenn Ihr es erlaubt, so besuche ich Euch einmal."

„Ja, thu' das," sagte die Alte, „meine Tochter wird sich auch freuen! Sie ist etwa in Deinem Alter, denk' ich, oder nicht mehr als zwei oder drei Jahre älter. Wir heißen Föhrenbach. — Nun leb' wohl, Kleine! Ich muß noch mehr Beeren sammeln, damit ich heut' Abend einen Brei kochen kann." Und mit freundlichem Kopfnicken verschwand sie rasch im Gebüsch.

Margaretha's oder Greta's Geschichte läßt sich kurz zusammenfassen. Ihre Mutter war die Tochter eines armen Landpfarrers vom Schwarzwald. Das kleine Hauswesen war höchst einfach; die Hausfrau legte selbst Hand dabei an, wie es in Deutschland gebräuchlich ist, und die Kinder waren von Jugend auf dazu angehalten worden, ihre Eltern so viel als mög-

lich zu unterstützen. Die Knaben halfen bei der Gartenarbeit, spalteten das von einem Tagelöhner gesägte Holz, beigten es im Holzhaus auf und trugen den täglichen Bedarf in die Küche. Im Winter schaufelten sie den Schnee beiseite und bahnten der Mutter den Weg durch den Hof zur Milchkammer. Die Mädchen aber strickten Strümpfe für die ganze Familie, pflückten Obst, rüsteten Gemüse, wuschen Salat rc. —

Bei all' diesen Beschäftigungen zeichneten sich die Kinder aber doch durch ihr feines Benehmen vor allen Bauernkindern der Nachbarschaft aus. Vater und Mutter widmeten ihnen täglich einige Stunden zur Ausbildung ihres Geistes, und als Greta's Mutter fünfzehn Jahre alt war, brachte man sie für einige Jahre in das Herrnhuter-Institut zu K. — Sie übergab sich hier ganz ihrem Heiland, und ihr festes, kindliches Vertrauen auf denselben hielt sie in steter Geduld aufrecht in allen Stürmen ihres spätern Lebens; sie hatte ja gelernt:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan!"

Bald nach ihrer Heimkehr aus der Anstalt verheirathete sie sich mit einem reichen, jungen Bauernsohn, und war mehrere Jahre lang wahrhaft glücklich. Er war edel und gutmüthig und verstand es, sein Heimwesen gut zu besorgen, aber an Jahrmärkten und Viehausstellungen ließ er sich von leichtsinnigen Gefährten zum Trunk verleiten, und wenn schon die Schwarzwälder Bauern mehr als andere vertragen mögen, so war Anton Weiser bald als ein förmlicher Trinker bekannt.

Alle ernstlichen Vorstellungen seines sanften und liebevollen Weibes waren vergeblich; zuerst ging er stillschweigend fort, so oft sie anfing, ihn an seine Pflichten zu erinnern; nach und nach wurde er aber kühner, lachte sie aus und drohte, sie zu schlagen.

Da konnte dann die kleine Margaretha herbeilaufen, seine Kniee mit ihren Armen umschlingen, und ihn fragen, ob er denn die Mutter und sein kleines Gritli nicht mehr lieb habe? Greta war ihm sehr lieb und konnte ihn allein noch besänftigen; sie war damals fünf Jahre alt, hübsch und rothwangig, mit hellbraunen Haarflechten um den Kopf.

Die nächsten fünf Jahre waren eine Zeit schwerer Trübsal für die unglückliche junge Frau. Greta war ihr einziger Trost. Anton war selten zu Hause. Niemand wußte, wo er war und was er that; man konnte nur vermuthen, er müsse in schlechter Gesellschaft sein; er kam nur etwa wieder heim, um ein neues Stück Vieh zu verkaufen und das Geld mitzunehmen. Mitunter kam er spät in der Nacht, nahm alles baare Geld, das zu finden war, und ging wieder fort, ohne nur seine Frau zu sehen.

Bei einem solchen nächtlichen Besuche stürzte er plötzlich in einem Anfall der Wuth mit einem scharfen, spitzigen Fleischmesser in die Schlafkammer, und durchbohrte die Brust seines schlafenden Weibes, dann öffnete er einen Schrank, und wollte etwas herausnehmen, als Greta erwachte, und ein durchdringendes Geschrei erhob. Er drehte sich um, starrte sie wild an und stürzte aus dem Haus. Eine Magd, welche auf dem Speicher schlief, hörte das Geschrei, eilte herbei und fand den blutenden Leichnahm. Greta war ohnmächtig geworden, und es vergingen mehrere Wochen, bis sie im Stande war, zusammenhängend von dem schrecklichen Vorfall zu sprechen. Sie konnte aber nur erzählen, sie habe ihren Vater vor dem Schrank gesehen und ihre Mutter blutend daliegen, sonst wußte sie weiter nichts.

Anton war von Niemand gesehen worden. Er war entflohen, während man sein Kind und sein

Weib in's Leben zurückzurufen versuchte. Wahrscheinlich hatte er aus Verzweiflung, nicht genug Geld gefunden zu haben, seine Frau ermordet, um etwas Silbergeschirr, ein altes Familienerbstück, das sie sorgfältig aufbewahrt hatte, mitzunehmen.

Greta kam nun zu ihrer guten Tante in die Thalmühle.

II. Greta's Leid.

Die goldenen Strahlen der untergehenden Sonne schmückten den Abendhimmel mit der reichsten Farbenpracht. Ein leichtes Abendlüftchen erfrischte die Thier- und Pflanzenwelt nach der drückenden Hitze des Tages. Auf dem tiefblauen Himmel zeichnete sich gegen Süden die rosig angehauchte Alpenkette mit ihren erhabenen Gipfeln. Das Geläute der Heerden kam näher, und eine Schaar nach der andern suchte die wohlbekannten Ställe auf, während hie und da das muntere Jodeln oder Pfeifen eines Kuhhirten sich hören ließ.

Greta erwachte aus dem träumerischen Nachdenken, in das sie seit ihrer Unterhaltung mit der alten Bäurin verfallen war. Sie stand auf, und indem sie ihre drei Lieblingskühe — Schecke, Falche und Rothbläße — beim Namen rief, begann sie ihren Stock zu gebrauchen; um die ganze Heerde hinter der Anführerin Rothbläße herzutreiben, auf dem schmalen Fußpfad, der das Thal entlang zur Mühle führte. Als sie beim Mühlebach ankamen, blieben die durstigen Kühe stehen, um zu trinken, und während Greta die noch hungrige Schecke vom Gras hinweg in's Wasser trieb, wurde sie von einer fröhlichen Stimme begrüßt, und ein hübsches, kleines Bauernmädchen mit blauen Augen sprang über den schmalen Steg und rief: „Ach Greta, wie gut, daß Du endlich da bist! Du kommst

heute recht spät; die Sonne ist schon untergegangen und die Hühner sind schon auf der Stange. Ich warte schon lang auf Dich, denn ich muß Dir etwas erzählen. Die Mutter hat gesagt, Du brauchst morgen nicht auf die Waide zu gehen. Wir dürfen Beeren suchen im Wald. Ist das nicht herrlich? Wir müssen früh aufstehen; gleich nach dem Frühstück gehen wir weg und nehmen das Mittagessen mit und bleiben den ganzen Tag fort."

„Gewiß, das ist herrlich, Rickele," sagte Greta und nahm ihr Bäschen bei der Hand; „das erinnert mich an unsere hübschen Ausflüge in K. und an die Zeit, wo ich mit der alten Martha in den Wald ging und in ein kleines Weidenkörbchen, das ich selbst gemacht hatte, die allerschönsten Himbeeren für meine liebe Mutter einsammelte."

„Wer war die alte Martha?" fragte Rickele.

„Eine alte Magd meines Großvaters," antwortete Greta; „sie zog zu uns, als die Mutter sich verheirathete, und hatte mich immer sehr lieb."

„War Euer Haus wie das unsrige?" fragte Rickele nach einer Weile, als sie dem hölzernen Wohnhause gegenüberstanden, dessen Strohdach bis zu den grünen Läden der zahlreichen Fenster herabhing.

„Unser Haus war größer und besser gebaut als das," sagte Greta mit einem leisen Seufzer, und zugleich trieb sie das Vieh in den Stall, der im gleichen Hause war, nur durch eine dünne Wand und einen engen Gang von der Küche und der Wohnstube getrennt.

Nachdem sie die Stallthüre geschlossen hatte, ging Greta in ihre Dachkammer.

Unterdessen war Rickele in die Wohnstube gelaufen, die gewöhnlich nur die Wirhsstube genannt wurde, wegen der Sitte, müde Reisende mit Bier oder

Milch darin zu bewirthen, da in dieser unbevölkerten Gegend nur selten ein eigentliches Wirthshaus anzutreffen war. Es war ein großes, helles und geräumiges Zimmer; der Fußboden war mit weißem Sand bestreut und von der niedrigen Decke hing ein Vogelkäfig herab mit einem Kanarienvogel, einem muntern Sänger, einem Liebling der Kinder, dem sie den Namen „Goldgelb" gegeben hatten.

Neben der Thüre war ein großer, viereckiger, brauner Kachelofen mit Bänken; von da bis gegenüber zu den vergitterten Fenstern stand ein langer Tisch mit zwei Bänken; auf der andern Seite standen altmodische hölzerne Stühle an den weißgetünchten Wänden und zwei Wälderuhren hingen neben einander, von denen gewöhnlich die eine der andern eine halbe Stunde vorlief.

„Wo ist die Greta, Rickele?" fragte eine rüstige, gesund aussehende Frau von etwa vierzig Jahren, indem sie den Tisch zum Nachtessen deckte. Sie trug dieselbe Kleidung wie Nichte und Stieftochter, aber von viel kostbareren Stoffen. Der Rock war von schwarzem Tuch, die Spitze des Käppchens war reich mit Gold und bunter Seide gestickt, und ihre blonden Haarflechten hingen mit breiten schwarzen Bändern verflochten beinahe bis zum Fußboden hinab.

„Wo bleibt denn die Greta, Kind?" wiederholte sie rasch.

„In der Kammer, Mutter; sie wäscht die Hände und zieht sich an; aber sie wird bald kommen."

Gleich darauf kam Margaretha herein; über ihren frischgewaschenen Anzug hatte sie eine große, blaucarirte Schürze zum Schutze festgebunden.

„Guten Abend, Tante," sagte sie beim Eintreten.

„Guten Abend," antwortete diese kurz; dann wandte sie den Kopf seitwärts und sagte: „Geh rasch in den Keller, Gretha, und hole die Milchsuppe. Und

Du, Rickele, bring das Brod; ich muß noch Rauchwürste holen. Es ist heut Alles im Rückstand."

Rickele holte das Brod und lief dann in den Garten hinter dem Haus, um den Vater zu holen, der mit einer Pfeife und einem Glas Bier in einer Laube saß, — Michel Speck war ein stattlicher, patriarchalisch aussehender Greis von etwa siebenzig Jahren und hätte eher für den Großvater als den Vater der zwei rothwangigen, blondhaarigen Jungen gelten können, die auf seine Kniee zu klettern und ihm sein schwarzes Käppchen vom Kopf zu nehmen suchten. „Kommt schnell zum Nachtessen, Vater!" sagte Rickele. Dann nahm sie Karl und Oswald bei der Hand und folgte dem Vater in's Haus.

Alle hatten guten Appetit; man sprach wenig während des Essens und war auch bald fertig; dann wurden die Kinder zu Bette gebracht, Greta wusch das Geschirr, und endlich ging sie selbst mit Rickele in ihre Dachkammer, glücklich im Gefühl, ihr Tagewerk vollbracht zu haben.

Die Kleine schlief bald, aber Greta lag noch lange wach. Ihr Gespräch mit Frau Föhrenbach über die Anstalt zu K. weckte Erinnerungen und Gefühle in ihr, die sie vergebens zu beschwichtigen suchte. Die fröhlichen Ausflüge in die Wälder, die feierliche Festtagsmusik, die täglichen Abendandachten mit Choralgesang, das regelmäßige Alltagsleben, die interessanten Unterrichtsstunden: das Alles stand lebhaft vor ihrer Seele.

„Ach!" dachte sie traurig, „was nützt es mir, so mancherlei gelernt zu haben, was Niemand hier schätzen kann? Niemand kann mir auch weiter helfen, und doch weiß ich noch so wenig! Wäre es nicht besser, an gar nichts Anderes mehr zu denken, als an mein tägliches

Thun und Treiben hier? Warum habe ich Etwas lernen müssen, was ich doch wieder vergessen muß? Warum habe ich Geschmack an diesen Kenntnissen finden müssen, die ich doch nicht mir besser aneignen kann? Aber Gott weiß Alles. Er gibt uns die Gelegenheiten, um sie zu benützen."

Und mit diesen Gedanken schlief das müde Mädchen ein.

III. Die Sage vom Mummelsee.

Greta stand am nächsten Morgen frühe auf, und als ihr einfacher Anzug geordnet war, kniete sie nieder und bat Gott um seine gnädige Hülfe, die ihr täglich nöthiger wurde, um freudig und ohne Murren ihre ungewohnten Pflichten zu erfüllen; dann weckte sie Rickele mit einem Kuß, indem sie ihr fröhlich erzählte, wie das Wetter so schön sei und wie sie gewiß einen herrlichen Ausflug machen würden. „Jetzt aber, Liebe, steh schnell auf," fügte sie hinzu; während dem Du Dich anziehst, will ich die Kühe melken."

„O," antwortete Rickele, indem sie rasch aus dem Bett sprang, „ich bin lang vor Dir fertig, und dann will ich Dir helfen, die Milch in den Milchkeller tragen."

Die Kleine hielt Wort, und obschon ihre Hülfe nicht wichtig war, so konnte die gute Greta doch einen tröstlichen Beweis ihrer Anhänglichkeit darin ersehen.

Das Frühstück bestand aus Milch und Schwarzbrod für Greta und die Kinder; Vater und Mutter tranken Kaffee. Gleich darauf machten sich Greta, Karl und Rickele auf den Weg in den Wald; letztere hatte sich's ausbedungen, den Vorrathskorb tragen zu dürfen. Karl lief voraus, indem er in fröhlichem Uebermuth seine Mütze in die Luft warf und die Gänse in

den Mühlebach jagte. Margaretha mit dem Strickzeug in der Hand bildete den Nachtrab.

Nachdem sie den Bach überschritten hatten, in dessen Wasser die Morgensonne sich glänzend spiegelte, gingen sie demselben entlang, bis das enge Thal in eine weite, fruchtbare Ebene ausmündete, reich bewässert durch eine Menge kleiner Gräben, in welche das Wasser des Waldbaches sich ergoß. Diese fruchtbaren Wiesen, das „Paradieschen“ genannt, waren mit unzähligen der hübschesten Feldblumen bedeckt. Die Kinder hätten gerne Halt gemacht, um einen Vorrath der niedlichen, rothen Karthäusernelken und der wundervollen, tiefblauen Enzianen einzusammeln; aber Margaretha rieth ihnen liebevoll, lieber bis am Abend damit zu warten, um zuerst und noch vor der großen Hitze einen tüchtigen Vorrath Beeren zusammenzubringen, und sie gaben ihr, wie immer, nach. Sie drangen nun in das Dickicht des Waldes ein, und erklommen eine Art Hochebene, an deren einer Seite, an einem sonnigen Abhange, ganz besonders viele Heidelbeeren zu finden sein mußten. Hier blieb Nickele* auf einmal stehen, nahm den Korb vom Kopf und rief kläglich: „Was soll ich jetzt mit dem Korb thun, Greta? Ich kann ihn hier nicht weiter auf dem Kopf tragen, sonst wird gewiß die ganze Milchsuppe verschüttet, und wenn ich mich mit einer Hand festhalte, und den Korb in die andere Hand nehme, so fallen die niedlichen, kleinen Käse heraus und rollen den Berg hinab!“

„So!“ sagte Margaretha lachend, „wir müssen also auf ein besseres Beförderungsmittel denken, wenn wir nicht um unser ganzes Mittagessen kommen wollen. Ich will die Suppenschüssel tragen, und wenn wir den Deckel vom Korb festbinden, so kannst Du ihn auf einer Seite nehmen und Karl auf der andern, ohne daß etwas herausfällt.“

„O ja," sagte Rickele ganz erleichert, „das geht prächtig. Komm, Karl!" Und unter Straucheln und Gleiten, scherzend und lachend, erreichten sie bald die Höhe.

„Das war ein hartes Stück Arbeit!" sagte Karl lachend und keuchend, indem er sich auf das weiche Moos warf.

„Jetzt wollen wir aber auch ruhen und etwas lesen," sagte Margaretha, und zugleich zog sie ihre kleine Bibel heraus und las den 104. Psalm. „Und nun, meine Lieben," sagte sie, „wollen wir auch noch ein Lied singen. Kennt ihr das noch:

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge?"

„O gewiß," antworteten die Kinder, und ihre Stimmen vereinigten sich zum Preise Gottes.

„Wie lieblich singen die Lerchen und die Waldvögelein!" bemerkte Rickele nach einer Pause.

„Ja," sagte Greta, „auch sie singen dem Herrn ein Loblied. ‚Es waret alles auf Dich, o Herr, daß Du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit!' Seht das Eichhörnchen dort, wie es von Ast zu Ast springt! und hier ist ein Specht, gerade über uns! er fliegt jetzt rechts und lockt einem andern; wie glänzen seine Federn unter den dunkeln Tannenästen! Aber jetzt müssen wir wieder weiter gehen; wir sind jetzt gleich an dem warmen Plätzchen, wo immer die schönsten Beeren wachsen."

Bald waren sie ohne Unfall dort; der Vorrathskorb wurde in ein schattiges Gebüsch gestellt, und man ging eifrig an die Arbeit, die an den Gürtel befestigten, auf einer Seite flachen, auf der andern ausgerundeten Körbe mit den schwarzblauen, saftigen Beeren anzufüllen, was in der That keine sehr schwierige Sache war; der Boden war ganz bedeckt mit niedrigen, schwer-

beladenen Heidelbeersträuchern, so daß nur das zu befürchten war, die Kinder möchten, — gleich jenem Esel in der Fabel, der Hungers starb, weil ihm die Wahl weh that zwischen zwei Heubündeln, — ihre ganze Zeit mit Auswählen verlieren und nur von einem Busch zum andern laufen, um hier ein wenig und dort ein wenig zu sammeln. Greta konnte sie aber nach und nach dazu bewegen, ihrem Beispiel zu folgen und sich auf das weiche, trockene Moos niederzusetzen, um von einem Busch nach dem andern die schönsten Beeren abzulesen. Gottes Gaben sollten niemals verwüstet werden, auch wenn sie unsere Bedürfnisse übersteigen.

„Sieh, Greta," sagte Rickele nach einer Weile, indem sie auf einem Blatt eine Handvoll der allerschönsten Beeren brachte, „diese hier habe ich für Dich ausgesucht, um sie Dir aufzuwarten;" und nun stopfte sie derselben eine nach der andern lachend in den Mund.

„O ich danke," sagte Greta, indem sie die letzte verschluckte, „die waren wirklich fast so groß als Kirschen. Aber wo ist der Karl?"

„Dort hinter jenem Baumstamm," sagte Rickele, „sein Körbchen ist schon fast voll."

„Er hat wahrscheinlich mehr auf die Quantität als auf die Qualität gesehen," dachte Greta lächelnd; dann rief sie ihn herbei: „Wie geht's, Karl, bist Du müde?"

„O nein," sagte er, indem er aufstand und zugleich noch eine ganze Hand voll Beeren in den Mund stopfte.

„Das ist recht," sagte Greta, indem sie seinen Vorrath untersuchte und ihn besser fand, als sie gedacht hatte. „Du bist brav und fleißig gewesen und hast Dein Mittagessen treulich verdient; jetzt wollen wir auch gleich daran gehen. Nur müssen wir ein

kühleres Plätzchen finden, als dieses hier, sonst werden wir an der Sonne gedörrt wie Häringe."

„Ich bin so durstig, als wenn ich einen gegessen hätte," sagte Rickele; „Greta, könnten wir nicht zur Quelle gehen?"

„Ja wohl, das können wir," sagte Greta. Nun wurde der Vorrathskorb hervorgeholt und die Quelle des Mühlebachs aufgesucht. Hier setzte man sich um einen glücklich entdeckten Baumstumpf herum, ihn als Tisch benützend. Milchsuppe, Brod und Käse: wie herrlich schmeckte Alles!

„Die Milchsuppe ist doch viel besser kalt, als warm," meinte Rickele.

„Ja, im Sommer!" sagte Margaretha, „aber im Winter wärst Du gewiß anderer Meinung. Und jetzt, während ihr noch fertig esset, will ich mein Versprechen halten, und Euch zeigen, wie man Binsenkörbchen macht."

„Bitte, ja, und erzähle uns eine Geschichte dabei, ein Mährchen, Greta, bitte!" riefen die Kinder.

„Nun, ich will mich besinnen," sagte Greta. — „Vielleicht die Sage vom Mummelsee? So oft man einen Stein in den hineinwirft, so entsteht ein Gewitter nach der Sage. Es ist ein kleiner See im Schwarzwald, einige Meilen von hier. Er liegt auf einer Hochebene und soll bodenlos sein. Vor langer Zeit hütete ein junges Mädchen eine Heerde milchweißer Ziegen am Ufer des Sees; plötzlich sah sie mehrere schöne Kühe aus dem krystallhellen Wasser herauskommen und hinter ihnen her ein ganz kleines Männchen mit einem sehr großen Kopf. Er kam ganz nahe zu ihr und sagte: ‚Mädchen, während Du Deine Ziegen hütest, kannst Du zugleich auch auf meine Kühe sehen, Du mußt es nicht umsonst thun. Ich habe andere

Geschäfte.' Und mit diesen Worten verschwand er in der waldigen Bergschlucht.

„Das Mädchen hütete die Kühe sorgfältig bis am Abend; dann kam der Zwerg zurück und dankte ihr für die gewissenhafte Erfüllung ihrer Aufgabe. ‚Die Zeiten sind schlecht,' sagte er, ‚bald werden fremde Krieger in diese friedlichen Thäler einbrechen. Solltest du einmal in Gefahr sein, Mädchen, so nimm einige Kieselsteine von diesem Hügel und wirf eine ungerade Zahl davon in den See. Du wirst dann sehen, daß ich Mittel finden werde, Dir zu helfen.'

„Bald darauf brach ein Krieg aus und feindliche Horden durchzogen den Schwarzwald, plündernd und sengend, wo sie hinkamen, und die Einwohner auf's Grausamste mißhandelnd. — Eines Tages, als das Mädchen wie gewöhnlich ihre Ziegen am Ufer des Sees hütete, sah sie mit Schrecken einige Krieger den felsigen Abhang herabsteigen und sich ihr nähern. In ihrer Noth und Hülflosigkeit erinnerte sie sich an das Versprechen des Zwerges; sie eilte zu dem Zauberhügel, nahm drei Steine und warf sie in den See. Sogleich fing das Wasser an zu schäumen und zu brausen, der Wind blies, der Himmel wurde finster, der Donner rollte furchtbar, und ein schrecklicher Hagelschauer fiel auf jene Seite des Abhangs, wo die Krieger herabstiegen. Unter Geschrei und Verwünschungen über dieses plötzliche Unwetter kehrten diese jetzt wieder um, und sobald sie verschwunden waren, verzogen sich die Wolken, der Himmel wurde wieder blau und der See war friedlich und durchsichtig wie zuvor."

„Und das Alles hat der Zwerg gethan!" rief Karl aus. „Wie froh mußte das Mädchen sein, daß sie ihm gutwillig die Kühe gehütet hatte! Aber weiter, Greta!"

„Die Geschichte ist aus," sagte Greta, „ausgenommen, daß man behauptet, man brauche nur eine ungerade Zahl Steine von dem Zauberhügel in den See zu werfen, um jetzt noch den schrecklichsten Gewitterregen mit Donner und Blitz hervorzurufen. Es ist aber ein Mährchen, natürlich. — Aber jetzt wollen wir gehen; Ihr könnt nun Blumen suchen, so viel Ihr wollt. Ich will noch ein Bündel Waldgras mitnehmen für das Vieh."

Margaretha fand das Grasabschneiden eine harte Arbeit, ihre Arme wurden müde und steif, aber sie wußte, daß die Tante unzufrieden sein würde, wenn sie nicht ein gutes Bündel heimbrächte, darum arbeitete sie geduldig weiter, hie und da leise ein Lied vor sich hinsingend, ganz besonders ihr Lieblingslied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!"

Auf einmal liefen die Kinder in großer Eile über Stock und Stein und mit fröhlichem Gelächter herbei.

„Sieh Greta," sagte Rickele, indem sie einen ganzen Schurz voll grüner Kräuter herbeibrachte, „dieses Alles ist gut für das Vieh; jetzt ist dein Bündel gewiß groß genug, und Du brauchst Deinen Rücken nicht noch mehr zu krümmen. Der Karl hat indessen für uns beide alle diese Blumen gesucht; jetzt wollen wir unsere Fruchtkörbchen noch gar auffüllen und dann heimzehen."

„Ja," sagte Greta, weil Du mir so gut geholfen hast, so können wir jetzt schon gehen; wir finden unterwegs noch Beeren genug, und dann kommen wir bei Zeiten heim."

Man wusch sich noch die Hände, trank noch einmal von dem frischen Quellwasser und ging dann thaleinwärts.

Rickele hatte sich wieder mit dem Vorrathskorb beladen, Greta trug das Grasbündel auf dem Kopf,

und der kleine Karl lief voraus, fing Schmetterlinge mit seiner Mütze, und sammelte hie und da noch eine Hand voll Heidelbeeren. Dann machte er auch ein Sträuschen aus einigen ganz besonders reichbeladenen Heidelbeerzweigen, um es seinem Stiefbrüderchen daheim zu bringen.

Frau Speck war sehr zufrieden mit all' dem Heimgebrachten, ganz besonders mit Greta's Grasbündel, und sagte zu dieser mit ganz ungewöhnlicher Freundlichkeit, sie solle jetzt nur schnell zum Nachtessen kommen, sie müsse gewiß sehr hungrig und müde sein.

IV. Die Blödsinnige.

„Das gute Kind sieht recht müde aus," sagte Greta's Onkel, als sie nach dem Nachtessen das Zimmer verließ, um den kleinen Oswald in's Bett zu thun. „Sie ist nicht an harte Arbeit gewöhnt."

„O, das kommt schon mit der Zeit," antwortete seine Frau. „Wir wollen ihr zunächst all' ihre hohen Ideen vertreiben, und dann wird sie das Träumen auch verlernen."

„Nun, Du magst Recht haben," sagte der gutmüthige Müller. „Sie kann oft so herzlich lachen, wenn sie will; sie ist gewiß keine Träumerin von Natur. Es fällt mir immer auf, wenn sie niedergeschlagen ist."

„Ach was, niedergeschlagen! Dazu hat sie keinen Grund. Das thätige Leben ist ihr gut, und sie muß das alles verstehen, um eine rechte Bäuerin zu werden, was vielleicht bald geschehen könnte. Da ist z. B. der Schäfer-Toni im Thal! Er ist der Jüngste, und wenn er heirathet, bekommt er das Gut, und die Alten

ziehen in das Häuschen, das sie jetzt als Scheune brauchen. Das wär' eine gute Parthie für Greta! — Er macht gewiß oft einen Umweg ihretwegen, wenn er weiß, daß sie beim Vieh ist im Wald. Aber wer könnte daran denken, sie zu nehmen, so lang sie noch so ungeschickt und unerfahren ist in der Haushaltung?"

Der alte Speck und seine Frau hatten oft einen derartigen Zwist wegen Margaretha, deren Loos der gute Müller gern etwas erträglicher gemacht hätte; aber die geläufige Zunge seiner Frau behielt immer die Oberhand. Sie hatte die besten Absichten und anerkannte Greta's Gutmüthigkeit und Willigkeit; aber sie hatte die feste Ueberzeugung, der einzige Weg, derselben ihre hohen Ideen zu vertreiben, sei, sie mit viel schwerer Haus- und Feld-Arbeit zu belasten.

Am andern Morgen war Markttag, und Margaretha machte sich frühzeitig auf den Weg nach Dornfeld, einem Städtchen, das etwa eine halbe Stunde von Mönchthal entfernt lag, wo Frau Föhrenbach wohnte.

Als Greta in dem Dorfe ankam, dessen meist hölzerne Häuser nur eine Straße bildeten, erkundigte sie sich bei einigen halbnackt unter einer Hausthüre spielenden Kindern nach der Wohnung der Frau Föhrenbach. Die Kinder sahen sie mit offenem Munde an, und sie mußte ihre Frage wiederholen; endlich stand eines der größeren auf, sah sie groß an und sagte: „O, die Mutter von der Blödsinnigen! dort unten wohnt sie, in jenem Häuschen, wo ein Mädchen davor sitzt, das sich immer hin- und herbewegt wie eine Säge."

Margaretha ging weiter und dachte darüber nach, ob denn das so beschriebene Mädchen, das sie bei ihren Gängen durch's Dorf schon oft gesehen hatte, wirklich die Tochter sein könne, von welcher die Alte

gesprochen hatte. Als sie jedoch beim Haus ankam, trat ein stattliches, kräftiges Mädchen heraus und antwortete auf Greta's Frage, ob hier die Frau Föhrenbach wohne:

„Ja wohl, und ich bin ihre Tochter;“ dann fügte sie hinzu, indem sie auf die kleine, schmächtige Gestalt hindeutete, die neben der Thüre auf einem umgekehrten Milcheimer saß, „und dieß ist meine Schwester; das arme Ding ist blödsinnig; sie schaukelt immer so hin und her, und wirft die Arme aus einander, als wenn sie aufstehen wollte und nicht könnte.“

„Das arme Kind!“ sagte Margaretha mitleidig, indem sie das beklagenswerthe Geschöpf ansah.

Im Uebrigen sah das Mädchen gar nicht wie andere Blödsinnige aus; ihre schönen, tiefblauen Augen hatten nichts starres, und das bleiche regelmäßig gebildete Gesicht hatte einen zwar ernsten, aber sehr einnehmenden Ausdruck.

Greta wollte gerade ihre Gedanken hierüber äußern, als die Miene des Kindes sich plötzlich veränderte. Die einen Augenblick unterbrochene Armbewegung begann heftiger als zuvor, das Gesicht verfinsterte sich, und eine leidenschaftliche Gemüthsbewegung war nur zu sichtbar.

„Hat sie Schmerzen?“ fragte Margaretha, die Schwester erschrocken ansehend.

„Nein,“ sagte diese; „sie ist zornig; sie kann es nicht leiden, wenn man sie ansieht, besonders bei Fremden, und wenn Du ihr näher kämest, so wäre sie im Stande, Deine Kleider mit Händen und Zähnen zu zerreißen. Du willst, wie's scheint, zu meiner Mutter? Sie ist drinnen, geh' nur hinein; ich will das Kind zu besänftigen suchen.“ Mit diesen Worten nahm sie dasselbe liebkosend auf den Arm, und ging mit ihm auf und ab.

Margaretha trat in die Hütte, und wurde sogleich von der Alten erkannt, welche sie freundlich willkommen hieß und sie bat, sich zu setzen; ihre Tochter werde gleich kommen.

Greta erzählte, sie habe dieselbe schon gesehen, sie sei bei dem Kind draußen geblieben.

„Ach!“ sagte die Alte seufzend, „Niemand kann so gut mit dem armen Kind umgehen wie die Elise, sie versteht's am besten.“

„Wie alt ist die Kleine?“ fragte Margaretha.

„Sie war dreizehn im Juni; aber sie ist noch wie ein kleines Kind, ihre heftigen Leidenschaften ausgenommen; sie kann weder gehen noch sprechen, man muß ihr sogar zu essen geben.“

„Ist sie blödsinnig geboren?“ fragte Margaretha.

„Man weiß es nicht,“ antwortete Frau Föhrenbach; „ich glaube es kaum, aber sie ist's seit ihrem ersten Lebensjahre. Elise, die damals noch ein Kind war, ging oft mit ihr in den Wald spazieren, wenn ich zu thun hatte; sie war sehr sorgfältig, und ich befürchtete nichts, denn ich hatte sie oft ermahnt, das Kind nie allein zu lassen. Eines Tages jedoch setzte sie das Kind in's Gras und suchte Beeren. Während dem ging eine Viehheerde vorbei; der Stier kam auf die Kleine zu, und nahm sie auf die Hörner. Elise war herbeigelaufen und fing das Kind auf; aber es war ohnmächtig. Auf ihr Geschrei kam auch der Kuhhirt, verjagte den Stier und rieht Elisen, das Kind schnell heimzutragen. Es kam bald wieder zu sich aber seither ist es blödsinnig. Elise war untröstlich, als sie die traurigen Folgen ihrer Unvorsichtigkeit sah, und ist wirklich unermüdlich in der Pflege des Kindes.“

Die Alte hatte eben geendigt, als die Thüre aufging, und ein junger Mann in schwarzer Kleidung

in's Zimmer trat. Er war groß und schlank gewachsen, und lange, blonde Locken fielen wallend auf seine Schultern herab. Dieß und sein sanfter Ausdruck gaben ihm fast etwas zu Weibliches; aber die zusammengepreßten Lippen und die feingezogenen Mundlinien deuteten auf einen ungewöhnlichen Grad von Festigkeit und Charakterstärke. Es war ein junger Geistlicher, der erst kürzlich als Vikar bei dem alten Pfarrer von Mönchthal eingetreten war.

Nach der gewöhnlichen Begrüßung warf der junge Mann einen Seitenblick auf Margaretha, und dann wandte er sich an die Alte mit der Frage, wie es ihrem Mann gehe, und ob er wieder an der Arbeit sei.

„O ja, Herr Vikar," antwortete diese, „er ist diesen Morgen schon früh zu seinem Meiler und der Hans mit ihm. Ich bin so froh und dankbar, daß er wieder gehen kann!"

„Es ist eine große Gnade, in der That," sagte der Vikar, „und Ihr müßt dem lieben Gott recht dankbar sein! Der Unfall hätte ihm das Leben kosten können."

„Mein armer Mann hat ein schreckliches Unglück gehabt vor einigen Wochen," sagte Frau Föhrenbach erklärend zu Greta. „Er hatte unserm Sohn, der alt genug dazu ist, den Kohlenmeiler zur Besorgung übergeben, um einige Stunden zu schlafen, und der unvorsichtige Junge ließ das Feuer ausbrechen. Sobald er sah, was vorgefallen war, rief er voller Schrecken den Vater herbei; mein Mann that sein Möglichstes, um die Flamme zu dämpfen, aber vergebens, — und das Schlimmste ist noch, als er gerade eine Schaufel voll Erde hinwerfen wollte, glitt er aus und fiel in den brennenden Haufen. Hans zog ihn heraus, aber man kann sich denken in welchem Zustand! Er konnte weder Hand noch Fuß bewegen, und krümmte sich in

den fürchterlichsten Schmerzen, während Hans einige Holzfäller aus der Nähe herbeirief, um ihn heimzutragen. O, es war ein schrecklicher Anblick! Seine Kleider waren zu Fetzen verkohlt und Gesicht und Arme mit Ruß und Blaßen bedeckt."

Margaretha hörte mit herzlicher Theilnahme der traurigen Schilderung zu, und sprach den Wunsch aus, der Alte möchte in Zukunft vor Aehnlichem bewahrt werden; dann stand sie auf, vermuthend, der Geistliche könnte mit der alten Frau allein sprechen wollen. Sie reichte dieser grüßend die Hand, und indem sie sich schüchtern vor dem Fremden verneigte, verließ sie die Hütte und schritt Dornfeld zu.

„Wer ist dieses Mädchen?" fragte der Vikar, als sie gegangen war.

„Eine Nichte des Müllers Speck, so viel ich weiß," erwiederte Frau Föhrenbach; „aber ich kenne die Familie wirklich selbst nicht näher, sondern nur vom Hörensagen; er hat zum zweiten Mal geheirathet, kurz bevor wir in diese Gegend kamen; dieses Mädchen ist die Nichte seiner ersten Frau. Die Familie lebt aber immer sehr zurückgezogen, und Niemand weiß recht um ihre Verhältnisse. Die erste Frau sei ein wenig stolz gewesen, sagt man, und Greta, eben diese Nichte, wurde in einer Herrnhuter-Anstalt erzogen, bis die zweite Tante sie heimkommen ließ; ich stelle mir vor, daß sie nicht gerade sehr zärtlich behandelt wird."

„Ihre Eltern sind also gestorben?" fragte der Vikar, dessen Theilnahme sowohl durch diese Erzählung, als durch das Aussehen des Mädchens selbst erregt worden war.

„Ja, Herr Vikar, als sie noch ein Kind war, nach ihrer Aussage."

„Das arme Mädchen! Ihr wißt wohl nicht, ob sie noch andere Verwandte hat außer diesen?"

„Nein, Herr Vikar, ich weiß nichts weiter. Ich kenne sie eigentlich erst seit einigen Tagen, wo ich sie beim Viehhüten antraf im Walde."

„Nun, ich kann mich nicht länger aufhalten," sagte der junge Mann endlich, indem er aufstand und der Thüre zuging. „Ihr werdet jetzt zu kochen haben, und ich muß noch eine Reihe von Besuchen machen diesen Vormittag, darum Adieu! sagt Eurem Mann, es freue mich, daß er auf sei, und wieder an der Arbeit."

„Ich danke Ihnen, Herr Vikar. Aber ich sehe ihn wahrscheinlich nicht mehr bis am Samstag Abend, und am Sonntag sehen Sie ihn hoffentlich selbst in der Kirche. Er bleibt die ganze Woche hindurch im Wald, und schläft in einer mit Moos und Rasen bedeckten Lehmhütte. Der Hans kommt einmal wöchentlich heim, um frisches Schwarzbrot zu holen, und sie kochen sich ihre Suppe selbst. Aber ich halte sie auf! Leben Sie wohl Herr Vikar!"

Greta's Erscheinung hatte eine wirkliche Theilnahme bei dem jungen Mann hervorgerufen, und er nahm sich vor, nächstens an einem Nachmittage in des Müllers Wirthsstube sein Pfeifchen zu rauchen und einen Schoppen zu trinken.

Greta ihrerseits war ziemlich ärgerlich, daß sie durch den Herrn Zilling in ihrem Gespräch mit der alten Frau gestört worden war. Sie hatte gehofft, recht viel über K. sprechen zu können, und mit Hülfe der alten Frau einen Plan zu machen, wie sie sich Schreibmaterialien verschaffen, und einen Brief an ihre dortigen Bekannten befördern könne. Jetzt hatte sie nichts von dem Allem thun können, und mußte unverrichteter Sache heimkehren. Dazu kam noch, daß auch auf dem Markt Alles verkehrt gegangen war; —

man hatte ihren Korb umgeworfen, drei Eier waren zerbrochen, und ein halbes Pfund Butter war so beschmutzt worden, daß sie es nicht verkaufen konnte.

Dafür wurde sie auch tüchtig ausgezankt, als sie heimkam, und die Müllerin erklärte, wenn sie in ihrem Alter nicht einen Korb mit Butter und Eier ohne Unfall zu Markte tragen könne, so werde sie ihr Lebenlang nichts taugen; solch ein dummes, ungeschicktes Ding werde nie einen rechten Mann bekommen, und sie solle nur sehen, sie werde ein Kuhmädchen bleiben ihr Lebenlang.

V. Die Verhaftnehmung.

Arme Greta! — Die letzten Worte ihrer Tante tönten ihr den ganzen Tag in den Ohren, und mit schwerem Herzen suchte sie Abends ihre Kammer auf. Vergebens wiederholte sie ihr Lieblingslied; sie fand keinen Trost dabei. Der Tag war heiß und schwül gewesen, den Abend hindurch hatte es in der Ferne gedonnert und jetzt brach ein furchtbares Gewitter los. Das Leuchten der Blitzstrahlen drang durch die Spalten der kleinen Fensterläden, und der Regen fiel prasselnd auf das flach auslaufende Dach.

Greta wollte eben in's Bett steigen, als sie hörte, wie die Hausthüre geöffnet wurde, und wie ein Mann mit einer lauten, rauhen Stimme in die Wirthsstube trat. Schon wollte sie ihre Thüre öffnen, um besser zu hören, wer so spät noch kommen könne, als ihr plötzlich der Gedanke kam, — sie wußte nicht warum, — es könnte vielleicht ihr Vater sein! Zu jeder andern Zeit hätte sie an dieser Möglichkeit gezweifelt; aber in ihrer jetzigen Aufregung hielt sie es nicht nur

für wahrscheinlich, sondern sie glaubte wirklich, es sei der Fall. Als sie jedoch aufmerksam zuhörte, was drunten gesprochen wurde, so entdeckte sie bald, daß der späte Gast nur ein armer, vom Gewitter überraschter Reisender war, der um ein Nachtlager bat.

Es war ein Tyroler, der als Krämer herumzog, und in den zerstreuten Dörfern und Maierhöfen Südfrüchte und Gewürze verkaufte. Frau Speck sah sich seine Waaren an, und nachdem sie ihren Küchenvorrath mit allerhand Nöthigem bereichert hatte, bewirthete sie ihn dafür mit einer guten Biersuppe, mit Schwarzbrot und einem großen Stück schmackhaftem Käse, was er mit gutem Appetit verzehrte, worauf ihm ein reinliches Strohlager in einem Nebengebäude angewiesen wurde.

Greta war unterdessen zu Bett gegangen, schlief aber sehr unruhig. Sie träumte von ihrem Vater, — daß er in einem fernen Land lebe, weit weg von allen Freunden und Verwandten. Dann kam ein anderer Auftritt: es schien ihr, er sei wieder in die Heimath zurückgekehrt, ungeachtet der Gefahr, verhaftet zu werden, — nur um seine Tochter, sein einziges Kind, noch einmal zu sehen. Da erhob sich ein schrecklicher Kampf in ihrem Herzen: sie wurde herbeigerufen, um ihn zu sehen, aber wie konnte sie den Mörder ihrer Mutter ansehen, — ihn mit kindlicher Liebe und Achtung behandeln? Nein, das konnte sie nicht! Aber dann, wer würde noch Mitleid mit ihm haben, wenn sein eigenes Kind ihn verließe? und vielleicht erduldete er eben jetzt die bittern Qualen der Reue, und könnte vielleicht in einem Anfall der Verzweiflung seinem elenden, blutbefleckten Leben ein gewaltsames Ende machen! „O," rief sie aus, „ich will zu ihm gehen, — ich will ihm sagen, wo der reuige Sünder Gnade findet!"

Beim Ausrufen dieser Worte erwachte das arme

Mädchen: ihr Traum war eine Zusammenstellung der Gedanken gewesen, die sie den Tag hindurch beschäftigt hatten.

Schon seit mehrern Jahren hatte Greta gar nichts mehr von ihrem Vater gehört: Niemand sprach jemals seinen Namen vor ihr aus. Ihre Verwandten wünschten, sie möchte ihn für todt halten; sie hielten es ihrer eigenen Gemüthsruhe und seiner Sicherheit wegen für angemessener, daß das junge, unerfahrene Mädchen nichts davon merke, man habe Grund, zu vermuthen, er sei noch am Leben, habe sich aber entfernt, um der Hand der Gerechtigkeit zu entrinnen, welche alsobald eine seinem Verbrechen entsprechende Strafe über ihn verhängen würde, wenn man ihn fände. Greta hatte aber doch Einiges gemerkt. Der Tod ihrer Mutter mit allen Umständen stand lebhaft in ihrer Erinnerung, und obschon sie ihren Vater seit jenem schrecklichen Ereigniß nicht mehr gesehen und auch nichts mehr von ihm gehört hatte, so waren ihr doch verschiedene geheimnißvolle Winke und halbverdeckte Bemerkungen nicht entgangen, welche in frühern Jahren in ihrer Gegenwart gemacht worden waren, als man gemeint hatte, sie sei noch zu jung, um irgend Etwas davon zu verstehen; als sie älter wurde, verstand sie die Bedeutung solcher, für sie unvergeßlichen Worte besser, und sie war schon lange überzeugt, ihr Vater sei nicht wirklich gestorben, sondern lebe irgendwo im Verborgenen, vielleicht in Amerika.

Wie gern hätte sie gefragt, ob man jemals Etwas von ihm gehört habe, was er jetzt mache und ob er seine That bereue? aber sie durfte diesen Punkt nie berühren; es schien ihr gänzlich untersagt zu sein.

Jetzt hatte ihr Traum einen großen Eindruck auf sie gemacht, und als sie wieder im Walde bei den Kühen saß und strickte, so streiften ihre Gedanken

mehr als je in die Ferne, um sich das Land vorzustellen, wo ihr Vater jetzt sein könnte. Sie sehnte sich darnach, Etwas von ihm zu hören. Sogar traurige Nachrichten, dachte sie, wären besser als gar keine. Sie wünschte nicht gerade, ihn zu sehen, sondern nur zu wissen, ob er seine That bereue, und ob er nicht im Elend sei. Wie oftmals werden unsere Wünsche zu unserer Zurechtweisung oder Strafe erfüllt!

Etwa drei Wochen nach dieser Gewitternacht, wo Greta durch die laute, rauhe Stimme des Tyrolers so lebhaft an ihren Vater erinnert worden war, kam sie eines Abends müde und erhitzt mit ihrem Onkel und mit Rosine, einer der Mägde, von der Erntearbeit heim, als sie wieder durch dieselbe tiefe Stimme, die aus der Wirthsstube kam, erschreckt wurde. Beim Eintreten erblickte sie einen Tyroler, mit dem Rücken der Thüre zugekehrt, am Tisch sitzen. Es war derselbe, welcher vor mehr als vierzehn Tagen da übernachtet hatte; weil er wieder in der Nähe vorbei mußte, so wollte er den gastfreundlichen Bewohnern der Mühle einen zweiten Besuch machen. Greta erkannte ihn sogleich an seiner Stimme, obschon sie ihn das erste Mal nicht gesehen hatte, da er am Morgen fortging, bevor irgend Jemand aufgestanden war.

Ihr Onkel bewillkommte ihn freundlich, und dann begrüßte er höflich einen noch wichtigeren Gast, der in einer Ecke saß, behaglich eine Cigarre rauchend und ein Glas Wein trinkend; hierauf gab er seiner Frau den Auftrag, ihm Bier, Brod und Käse für sich und die Mädchen zu bringen.

Der Tyroler und der Fremde, der Niemand anders war als Herr Zilling, der Vikar von Mönchthal, schienen in einem lebhaften Gespräch begriffen, das jetzt durch den Eintritt des Müllers unterbrochen wurde.

Nach einer Weile jedoch wandte sich der Vikar an den Letztern, indem er sagte:

„Herr Wirth, haben Sie auch schon davon gehört, was ich soeben vernehme, nämlich daß ein gewisser Anton Weiler verhaftet worden sei, der vor etwa acht Jahren seine Frau im Rausch ermordet haben soll?"

„Nein," sagte Speck erbleichend; sich jedoch zusammennehmend, fragte er dann mit erkünstelter Unwissenheit, wer dieser Anton Weiler sei und woher es käme, daß er erst jetzt verhaftet werde für ein vor so vielen Jahren begangenes Verbrechen.

„Ja," sagte der Tyroler, „er ist nur im Verdacht; die Sache ist bis jetzt noch nicht ganz untersucht worden; wie's scheint, hat ein Mann, Namens Anton Weiler, seine Frau vor etwa acht Jahren ermordet, und sich dann über's Meer geflüchtet, um dem Arm der Gerechtigkeit zu entrinnen; und jetzt, wie's scheint, ist er zurückgekehrt, in der Meinung wahrscheinlich, er sei jetzt außer Gefahr nach so langer Abwesenheit. Es wundert mich, daß Ihr nichts von der Sache wißt. Der Mann war aus dieser Gegend hier, vom Schwarzwald."

„Ja, der Schwarzwald ist groß," sagte der Müller entschuldigend; „wer auf einer Seite wohnt, weiß nicht Alles, was auf der andern Seite geschieht, und wenn man arbeiten muß, so hat man keine Zeit, alte Weibergeschichten von Mord und Todtschlag anzuhören, die vor langen Jahren vorfielen."

„Es ist wahr, und es geschah, wie's scheint, nicht in dieser Gegend," versetzte der Tyroler.

„Ihr sagt aber, man habe bloß Verdacht auf ihn? Meint Ihr damit, man sei nicht gewiß, ob der arretirte Mann wirklich der Anton Weiler sei?"

„Freilich; man hat bis jetzt noch keine sichern

Beweise dafür; wie's scheint, sind alle seine Verwandten aus der Gegend weggezogen, man weiß nicht, wohin; — die armen Leute! es ist begreiflich, daß sie sich nach einem solchen Vorfall vor der Schande fürchteten, obschon sie ja nichts dafür konnten."

„Was hatte man aber für Gründe zu dieser Verhaftnehmung?" fragte der Vikar.

„Das weiß ich nicht," entgegnete der Tyroler. „Ich weiß nur, daß man seinen Paß beim Visiren an der badischen Grenze nicht ganz in Ordnung fand, und daß er auf ein Verhör hin im Namen des Großherzogs als eben jener Mörder arretirt wurde. Er protestirte heftig dagegen, und behauptete, er sei gar nicht aus dieser Gegend, er sei ein Oestreicher, und komme aus Australien, wo er sich als Arbeiter in den Goldminen ein kleines Vermögen erworben habe; er kehre nun zu den Seinigen in die Heimath zurück; er heiße zwar wohl Weiler, aber Wilhelm Weiler, und es gebe noch manche Weiler in der Welt; dafür könne er aber nichts, daß sein Signalement mit dem des ausgeschriebenen Anton Weiler übereinstimme."

„Der arme Mensch!" sagte der Vikar, „wenn er wirklich unschuldig ist, so muß ihm eine derartige plötzliche Unterbrechung seiner Reise, durch die er noch länger von einer baldigen Vereinigung mit seiner Familie abgehalten wird, im höchsten Grad peinlich sein."

„Recht peinlich, gewiß," sagte der Müller zerstreut, und stand auf, um zur Arbeit zurückzukehren. Sein Bierglas noch völlig leerend, wandte er sich dann gegen Rosine mit der Frage: „Wo ist die Greta?"

„Sie ist schon eine Weile fort," sagte das Mädchen, ihren Herrn groß ansehend, ganz verwundert über seinen seltsamen Blick und sein ungewöhnlich barsches Benehmen.

„Wo ist sie hin und wann ist sie fort?“ fragte er weiter, ängstlich hoffend, sie habe das Gespräch nicht gehört.

„O,“ sagte der Tyroler, indem er seinen Pack auf den Rücken lud und sich reisefertig machte, „ich kann Euch's sagen: ich habe bemerkt, wie das Mädchen auf einmal ganz bleich wurde, als von dem Anton Weller die Rede war, und wie sie sogleich fortging. Und ich muß auch fort,“ fügte er mit freundlichem Kopfnicken und einem kräftigen „Lebt wohl“ hinzu und verließ das Haus, gefolgt von Speck und Rosine, welch' letztere zu sehr mit dem Verzehren ihres Abendbrodes beschäftigt gewesen war, um auf die Unterhaltung gemerkt zu haben, und welche jetzt ganz ruhig erklärte, Greta sei wahrscheinlich auf's Feld zurückgekehrt oder habe etwas im Haus besorgen müssen.

Diese beiden Vermuthungen waren jedoch unrichtig. Ohne mehr als Herrn Zillings erste Worte gehört zu haben, war Greta unverzüglich in ihre Kammer gegangen, wo sie auf die Kniee fiel und mit Händeringen und unter herabströmenden Thränen Gott um Erhörung ihres Gebetes anflehte. Sie war gewöhnt, in allen ihren Betrübnissen sich an Ihn zu wenden; jetzt wußte sie aber kaum, was sie sagte und um was sie bat. Sie flehte zu Gott, er möge ihren Vater entrinnen lassen, er möge nicht zugeben, daß dieser, ihr einziger naher Verwandter, öffentlich zu Schanden gemacht werde und den schmachvollen Tod durch Henkershand erleiden müsse, besonders aber nicht, bevor er seine Schuld bereut und sich mit Gott ausgesöhnt habe.

Während Greta so betete, saß der Vikar allein in der Wirthsstube und rauchte eine dritte Cigarre. Als er so nachdenklich die Rauchwolken vor sich hin-

blies, trat die Müllerin herein, und er fragte nach seiner Zeche.

Nachdem er diese berichtigt hatte, und während die Müllerin ihm auf ein Guldenstück herausgab, fragte er sie, ob die beiden Mädchen, die mit ihrem Manne gekommen waren, verwandt mit ihnen seien.

„O nein," antwortete sie, „die mit den rothen Backen ist aus Ihrem Dorf, Herr Vikar. Sie heißt Rosine Schwarz. Sie kennen gewiß ihre Eltern. Die andere ist unsere Nichte, Greta Weiler."

„Ist sie brav?" fragte der Vikar.

„O ja, ziemlich brav nach ihrer Art. Sie versteht noch nicht viel von der Haushaltung; aber sie muß es lernen. Sie ist verwöhnt worden von ihrer Mutter; die gute Frau hat sie nach meiner Ansicht höchst unverständig erzogen."

„Ihre Mutter ist aber schon lange gestorben, nicht wahr?"

„Ja wohl, und auf eine recht traurige Art. Sie wurde neben dem Kinde ermordet und, wie man sagt, nur wegen einer silbernen Schüssel."

„Wie schrecklich! Und ist der Vater auch gestorben?"

„Sie hat Vater und Mutter auf einmal verloren," antwortete die Frau ausweichend.

„Ist er auch ermordet worden?" fragte der Vikar, sie groß ansehend.

„Nein, Herr Vikar, das nicht; ich weiß nicht, an was er starb, vielleicht aus Kummer," entgegnete sie hastig, indem sie sich wegwandte, um weiteren verfänglichen Fragen zu entgehen.

„Das arme Mädchen ist also eine Waise? Und Sie erfüllen nun Mutterpflichten an ihr und suchen ihr durch Liebe ihr schweres Loos zu erleichtern?" versetzte der Vikar, indem er sich verabschiedete, in der

Hoffnung, durch diese Hindeutung auf ihre Pflichten ihr eine bessere Erfüllung derselben an's Herz zu legen.

VI. Man findet einen Zeugen.

Der Vikar verfolgte seinen Weg in ernste Gedanken vertieft, und anstatt auf der Landstraße zu bleiben, schlug er einen Fußweg ein, der quer durch das Thal in den Wald hineinführte, und so kam er ganz unvermuthet zu dem Rasenplatz, wo Greta ihr Vieh hütete.

Das arme Mädchen war dießmal froh gewesen, mit dem Vieh in den Wald gehen zu können, um ihre rothverweinten Augen zu verbergen. Sie strickte nicht, sondern unterstützte den müden Kopf mit der Hand, und obschon man ihr Gesicht nicht sehen konnte, so lag in ihrer ganzen Haltung eine solche Niedergeschlagenheit, daß der gute Vikar nicht theilnahmlos vorbeigehen konnte, sondern mitleidig stehen blieb und sie fragte:

„Liesest Du wohl gerne?"

„Sehr gerne," sagte Greta scheu aufblickend.

„Du hast aber wahrscheinlich nicht viele Bücher?"

„Nein, Herr Vikar."

„Nun, hier hast Du ein Büchlein, das will ich Dir leihen, bis ich wieder einmal komme; und wenn es Dich freut und interessirt, so gebe ich Dir nachher wieder eins. Und merke Dir's, das Büchlein ist von einem Mädchen in Deinem Alter gemacht worden, — von einem jungen, einfachen Mädchen, das keine anderen Vortheile hatte, als die einer ganz gewöhnlichen Erziehung und Schulbildung; aber sie las in der

Bibel und dachte darüber nach, und dann hat sie hier einfach mitgetheilt, was die Richtschnur ihres Lebens geworden war. Du wirst in dem Büchlein sehen, daß es sogar von der Königin von England und von dem Prinzen Albert mit Vergnügen gelesen worden ist, und daß es in England und in andern Ländern zu einer ungemein großen Verbreitung gelangte."

Gretas Gesicht strahlte vor Freuden, als sie das Büchlein, betitelt „die Perle der Tage", in's Deutsche übersetzt, erhielt.

„Ich will es recht sorgfältig aufbewahren," sagte sie schüchtern.

„Das bin ich versichert," versetzte der Vikar lächelnd, „sonst hätte ich es Dir nicht angeboten. Wenn man Sorge trägt zu meinen Büchern, so macht mir Nichts mehr Freude, als sie auszuleihen; je mehr sie benützt werden, desto besser! Wer Freude am Lesen hat, genießt eine der edelsten, unschuldigsten und wohlfeilsten Erholungen, die es gibt. Man kann zwar auch darin zu weit gehen, und seine übrigen Pflichten darüber versäumen; wer aber am Lesen, an der Musik oder sonst an Etwas der Art Freude findet, der weiß gewöhnlich auch da und dort ein müßiges Stündchen für seine Lieblingsbeschäftigung zu erobern, das er, ohne seinen Pflichten zu schaden, mit allem Rechte dafür verwenden kann; ich habe zwar noch nie das Vieh gehütet, aber ich denke, man könnte schon mit einem Aug auf die Kühe und mit dem andern in's Buch sehen."

Und mit freundlichem Lächeln ging er weiter; dann kehrte er aber noch einmal um und sagte mit ernsterem Tone: „So viel ich gehört habe, heißest Du Weiler. Dieß könnte Dir Unannehmlichkeiten verursachen in Hinsicht auf jenen Mann, Du magst etwas von ihm wissen oder nicht; darum möchte ich Dich zur

Vorsicht ermahnen, damit Du nicht etwa aus Schonung Dich zum Lügen verleiten lässest, was Unrecht wäre, aber auch nicht etwas Unnöthiges ausplauderst. Adieu!"

„O Herr Vikar!" rief Greta hastig aus.

„Was gibts?" sagte er, nachdem er wieder stillgestanden war und ein wenig gewartet hatte.

Sie sah sehr verwirrt und bekümmert aus.

„Ich weiß gar nicht, was ich machen soll," sagte sie, indem sie ihre beiden Hände zusammenpreßte. „Ich möchte Ihnen gerne Alles sagen, — Alles, was ich weiß, und alle meine Angst."

„Nein, nein, durchaus nicht," erwiederte er lebhaft. „Es ist besser, Du behältst Deine Gedanken für Dich allein. Ich wollte Dich vorhin gerade davor warnen, Andern das mitzutheilen, was Du für Dich behalten mußt. Du kennst mich nicht näher, und nachher könntest Du Dich noch an Andere wenden, die Du ebensowenig kennst, und denen vielleicht weniger zu trauen wäre. Sogar Deine Tante und Dein Onkel, die Du doch am besten kennst, könnten Dich nicht so gut leiten als Dein eigener Verstand mit Gottes Hülfe. Wende Dich darum allein an Gott, vertraue Ihm Alles an, alle Deine Schwierigkeiten, Deine Befürchtungen, allen Deinen Kummer; laß Dich von Ihm in allen Umständen leiten, suche ruhig und gesammelt zu bleiben und einfältig und verständig zu handeln."

Nach diesen Worten ging er weiter. Die arme Greta setzte sich, sah ihm eine Weile nach und betrachtete dann das Büchlein in ihrer Hand. Sie fühlte sich aufgeregt, befriedigt und doch bekümmert. Sie hatte ihre Unruhe und Sorge um ihren Vater ein wenig vergessen können, als ihr der Herr Vikar mit so viel Freundlichkeit das Büchlein anbot und mit ihr

darüber sprach; aber dieser angenehme Eindruck war wieder vergangen, als er wieder zurückkahm und von dem Gegenstand ihrer Besorgniß zu reden anfing, ohne ihr zu erlauben, ihn um Rath zu fragen. Er schien doch Etwas von der Sache zu wissen und keine weitern Erklärungen zu bedürfen, und sie hatte das feste Zutrauen, sie könne sich auf sein Mitleid und seine Rechtlichkeit verlassen, welches auch seine Vermuthungen sein möchten. Uebrigens hatte er ihr nicht den besten Rath für ihre schwierige Lage gegeben, — nämlich ihre Sorge auf Gott zu werfen und sehr vorsichtig in ihrem Benehmen zu sein?

Es war ein guter und verständiger Rath und sie wollte ihn befolgen; es war nicht nöthig zu warten, bis sie in ihrer Kammer wäre am Abend; sie konnte jetzt schon auch hier im Walde ihr Herz vor Gott ausschütten und ihn um Hülfe anrufen. Sie that es auch und fühlte sich unbeschreiblich erleichtert. Hierauf sang sie leise:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan."

Und dann öffnete sie die „Perle der Tage" und fing an zu lesen.

Wie erstaunt war sie, zu sehen, daß dieses Büchlein einer Gärtnerstochter der Königin von England zugeeignet werden durfte, und daß die Widmung von derselben auch huldreich angenommen wurde. Sie dachte, die Engländer müßten doch nicht so sehr stolz sein, als man es gewöhnlich sagt. Sie war auch sehr verwundert darüber, daß 950 arme Männer aus der arbeitenden Klasse es versucht hatten, Schriften über den Segen einer würdigen Sonntagsfeier zu schreiben; diese müßten, dachte sie, den Segen recht aus Erfahrung haben kennen lernen. Sie konnte nicht umhin, Vergleichungen darüber anzustellen, wie verschieden wohl der Sonntag in England werde gefeiert werden, ganz

anders als in Deutschland, und sie hätte noch lange über diesen Mangel an religiösem Ernst in ihrem Vaterland nachdenken können, wenn ihre Gedanken nicht eine andere Richtung eingeschlagen hätten, als ihr Blick auf den Schlußsatz der Einleitung fiel.

„Dieser Vater ist nun hingeschieden aus der Mitte der Seinigen, aber noch tönt seine Stimme vor meinem Ohr, noch steht seine Gestalt vor meinem Auge, wie er am ersten Tage der Woche uns aus dem heiligen Bibelbuche vorlas und uns Anleitung gab zur Furcht des Herrn.“

„O,“ dachte Greta, während ihre Augen sich mit Thränen füllten, „könnte ich meine letzte Erinnerung an meinen Vater gegen eine solche umtauschen, so würde ich gewiß kaum seinen Tod beklagen.“

Unterdessen war der Vikar wieder auf die Landstraße gelangt, auf welcher er bald einen mit Staub bedeckten, jungen, schlanken und kräftigen Fußgänger einholte, der mit dem Tornister auf dem Rücken und der Pfeife im Mund fröhlich und wohlgemuth seine Straße zog. Er sah etwas seltsam aus und hatte eine stark von der Sonne gebräunte Gesichtsfarbe. Als er den Kopf umwandte, um zu grüßen, erkannte der Vikar zu seinem größten Erstaunen einen seiner Studiengenossen, Hermann von Bülow, der wegen seiner großen Wanderlust auf der ganzen Universität Heidelberg als der „lustige Vagabund“ bekannt gewesen war. Es war ein fröhliches Wiedersehen und nach herzlicher Umarmung zogen sie Arm in Arm weiter, abwechselnd ihre Verwunderung aussprechend über dieses unerwartete Zusammentreffen nach dreijähriger Trennung.

„Nun, Du lustiger Vagabund, woher kommst Du zuletzt?“ fragte der Vikar lachend.

„Woher anders, als aus Brasilien!“ antwortete Hermann mit komischer Nachläßigkeit, als ob eine

solche Reise nur ein kleiner Spaziergang wäre. „Rio ist eine sehr schöne Stadt, — in den Straßen wimmelt es von Kutschen, Omnibussen und Negern, die schwere Lasten auf dem Kopf tragen. Die Priester sind faul, die Frauen häßlich, die Speisen schlecht, Alles enorm theuer! Das Volk ist jedoch gutmüthig und gastfreundlich, der Kaiser liebenswürdig und aufgeklärt. Die Stadt war mir aber verleidet, und ich ging in's Innere mit einem Diamantenhändler; — es war ein gebildeter Mann, der sich über die Sitten und Gebräuche seiner Landsleute ziemlich lustig machte, und der wie ein Fürst reiste mit einer ganzen Karawane von Mauleseln und dienstbaren Sclaven. Er erzählte mir, er habe kürzlich 20,000 Dollars gewonnen bei einer Diamanten-Speculation; — die Brasilianer wollen immer glänzen wie ihre Käfer. Wir trennten uns in der Nähe von Novo-Fribourgo, das ich hauptsächlich besuchen wollte, weil es ursprünglich eine deutsche Kolonie ist. Seine Kaffee-Pflanzungen gehören unter die besten des Landes, und manche unter den Pflanzern sind Schweizer oder Franzosen. Es gibt eine kleine lutherische Kapelle dort für die Deutschen; aber der alte Pastor, der mit den ersten Ansiedlern hinzog, kann nicht mehr viel thun, und ich habe nicht viel geistliches Leben in seiner Gemeinde gefunden."

„Hm! und wie ist die Kolonie?"

„O, die Kolonie ist nicht übel, — gute Schulen, ein guter Markt, eine kühle Lage auf dem Rücken eines Berges, eine wahre Alpenlandschaft ringsum, da und dort zerstreut umher reizende Villas, von Deutschen, Franzosen oder Schweizern bewohnt; der Ort würde Dir gefallen."

„Ich glaub's! ich wollte, ich hätte so viel Land und Leute gesehen, wie Du! Unterdessen mußt Du mir so viel als möglich davon erzählen, doch nicht ge-

rade jetzt" — fügte er hinzu, indem er bei einem schmalen Fußweg stehen blieb, welcher quer über einen Acker zu einer niedrigen, alten Strohhütte mit tief-herunterhängendem Dach führte, deren Wände, wie die der meisten Schwarzwälder-Häuser, größtentheils aus einem Holzgebälk mit Backsteinen und Mörtel ausgefüllt, bestanden. „Ich muß einen Krankenbesuch hier machen; aber wir sehen uns wieder, nicht wahr? Du kommst diesen Abend zu mir zum Nachtessen. Ich will bei meiner Haushälterin eine Schüssel Sauerkraut bestellen! Leb wohl!"

„Gut, ich nehm's an!" rief Hermann lachend; dann schnallte er seinen Tornister los und warf sich der Länge nach in's Gras, wo er mit geschlossenen Augen und die Mütze über's Gesicht herabgezogen eine Weile liegen blieb.

Auf einmal sprang er in die Höhe und rief aus Leibeskräften seinem sich immer mehr entfernenden Freund nach:

„Wie lang wirst Du ausbleiben, Zilling? Ich warte hier, bis Du wieder kommst."

„Nein, nein," rief dieser, „wart' nicht auf mich; ich muß von da noch weiters nach Dornfeld in Geschäften; aber ich nehme einen Feldweg."

„Auch recht," antwortete Hermann, seine Hände als Sprachrohr brauchend.

Nachdem er hierauf seinen überflüßigen Lebensgeistern auf nicht gerade adelige Art durch einen lustigen Purzelbaum Luft gemacht, streckte er sich wieder in's weiche Gras und fing an zu singen: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Auf einmal hörte er ein Wagengerassel; er blickte auf und sah ein Fuhrwerk näher kommen mit zwei Polizeidienern und einem jungen Mädchen in ihrer Mitte.

„Was gibt's?" rief Hermann aufspringend.

„Eine Mordgeschichte," sagte der Eine mürrisch und ohne sich aufzuhalten, während Hermann vor Erstaunen wie festgewurzelt stehen blieb.

„Was!" dachte er, während seine fröhliche, sorglose Miene verschwand, „dieses zarte, unschuldig aussehende Mädchen hätte einen Mord begangen! wie schrecklich! Das muß eine Liebesgeschichte sein, wo Neid und Eifersucht im Spiele waren. Wie bleich und traurig sah sie aus! Das Verhör wird interessant werden; ich will auch hin, warum nicht? Und den Tornister aufschnallend, machte er sich rasch auf den Weg und suchte mit großen Schritten das Fuhrwerk einzuholen.

Das konnte er zwar nicht, aber er behielt es immer im Auge und folgte ihm bis nach Dornfeld. Vor einem großen, verwitterten, alten Gebäude wurde Halt gemacht: es war das Stadthaus.

Hier mußte Greta absteigen; die beiden Polizeidiener führten sie hinein und kurz darauf kam auch Hermann hinterher. Eben wollte dieser eintreten, als er plötzlich den Vikar erblickte, der sich einen Weg durch die neugierige Menge bahnte, die vor der Thüre stand.

„Was, Du bist auch da?" rief er.

„Ich möchte das Gleiche fragen," antwortete jener lächelnd; dann fügte er ernster hinzu: „Hab' ich Dir nicht gesagt, ich müsse noch hieher in Geschäften? Ich hörte diesen Nachmittag, es werde ein Mann hier verhört wegen Mord, und weil ich um einige besondere Umstände bei der Sache weiß, so wollte ich dem Verhöre beiwohnen."

„Es wird ein Mädchen verhört, kein Mann," sagte Hermann, „man hat Dir's falsch berichtet; ich sah, wie man sie in einem Fuhrwerk herbeiführte

zwischen zwei Polizeidienern, und sie sagten mir, es sei wegen einer Mordgeschichte."

„Du irrst Dich," entgegnete der Vikar lebhaft, dem sogleich einfiel, das Mädchen, von dem sein Freund spreche, sei wahrscheinlich Greta gewesen, die man werde hergebracht haben, um ihres Vaters Aechtheit an den Tag zu bringen.

„Komm, wir wollen sehen!" sagte Hermann.

VII. Das Verhör.

Als Hermann von Bülow und sein Freund in den Saal eintraten, hatte das Verhör mit Greta schon begonnen, der Gefangene war aber nicht da zum großen Erstaunen des Vikars.

Hermann warf seinem Freund einen Blick zu, als wollte er sagen: „Ich hatte Recht, wie Du siehst!" Dann betrachtete er den Bürgermeister am obern Ende des Saales, und murmelte: „Was für ein kurioser Mensch ist der Alte da! Der wird mir's verstehen!" Der Bürgermeister war ein großer, magerer Mann; seine dünnen grauen Haare waren sorgfältig über eine große Glatze gekämmt; die schmale Stirne, die geistlosen Augen, das bornirte Gesicht: das Alles gab wenig Anlaß weder zu Befürchtungen, noch zu Hoffnungen, — je nach dem Fall, — er möchte sich jemals zu sehr in schwierige Fragen des Gerichtswesens vertiefen.

Ein geputzter junger Mann, der zu seiner Linken etwas mehr im Hintergrunde saß, schien das Amt eines Schreibers zu versehen; dieser sah um so pfiffiger aus. Er war klein und untersetzt; der Umfang seines ohnehin schon großen Kopfes war vermehrt durch eine erstaunliche Menge glänzend schwarzer Haare; sein gelbes

Gesicht, sein durchbohrender Blick, sein ganzes Wesen machte einen höchst unangenehmen Eindruck.

Auf ein Zeichen des Bürgermeisters verließ einer der Polizeidiener geräuschlos den Saal.

„Du mußt durchaus noch wissen, wie Dein Vater aussah," sagte der Bürgermeister, ziemlich ungeduldig und verdrießlich.

„Ich war ein ganz kleines Kind, als ich ihn zum letzten Mal sah," antwortete das Mädchen zitternd, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Lauter Ausreden!" murmelte der Schreiber; „wiederholen Sie die Frage," sagte er leise, indem er sich etwas gegen den Bürgermeister zuneigte.

„Aber erinnerst Du Dich nicht —" fing dieser wieder an, hielt aber plötzlich inne.

„Ist das Dein Vater?" fuhr er dann mit vermehrtem Nachdruck fort, während eine Seitenthüre geöffnet wurde, und ein Mann, geführt von zwei Polizeidienern, hereintrat.

„Eine grausame List!" dachte der Vikar bei sich selbst; „sie muß ihn unwillkührlich verrathen."

Ein tiefes Schweigen herrschte im ganzen Saal; alle Blicke waren auf Greta gerichtet, um die Wirkung ihres ersten Blickes auf den Angeklagten zu erforschen.

Sie sah langsam in die Höhe, und ihr Blick begegnete dem seinigen; beide waren aber so durchdrungen von der Wichtigkeit, auf ihrer Hut zu sein, daß allein das Zucken ihrer Augenwimpern sie hätte verrathen können. Niemand hatte es bemerkt als die beiden Freunde.

„Ist das Dein Vater?" wiederholte der Bürgermeister nach einer ziemlichen Pause.

Greta sah unentschlossen links und rechts, einen zweiten Blick auf den Angeklagten sorgfältig vermeidend; zuletzt brach sie in Thränen aus und rief:

„Und wenn er es wäre, wie könnte ich es sagen?"

Der Angeklagte stieß unwillkührlich einen Seufzer aus, wie zu seiner Erleichterung. Der Schreiber legte seine Feder mit Ungeduld weg, und der alte Bürgermeister, gerührt von Mitleiden bei des Mädchens hülfloser Lage und die schlaue Kriegslist seines Schreibers mißrathen sehend, schien sich im Stillen vorzudemonstriren, er habe nun seine Pflicht hinreichend erfüllt; — weiter könne er nicht gehen, ohne einen Unschuldigen zu verfolgen, was widrige und gefährliche Folgen haben könnte. Ohne darum länger auf die Andeutungen seines Rathgebers, das Verhör fortzusetzen, zu achten, theilte er dem stillweinenden Mädchen die frohe Botschaft mit, sie könne den Saal verlassen; hierauf wandte er sich an den Angeklagten mit folgenden Worten:

„Da mir die Beweise über Eure Identität und die nähern Umstände des Verbrechens fehlen, so kann ich Euch nicht verhaften; aber ich möchte Euch noch warnen, in Zukunft wohl auf Eurer Hut zu sein, und um weiteren Schwierigkeiten zu entgehen, am liebsten die Gegend sogleich zu verlassen. Ich und noch mehrere Andere hier müssen beharren bei unserem Verdacht, daß Ihr des Euch zur Last gelegten Verbrechens schuldig seid. Anderswo kämet Ihr wahrscheinlich nicht so leicht davon als hier.“

Ungefähr eine Stunde nach diesem Auftritt in Dornfeld, als Greta gerade die Landstraße verließ, um einen Fußweg, der durch den Wald führte, einzuschlagen, begegneten ihr zwei Bauernmädchen mit Grasbündeln auf dem Kopfe. Sie liefen sehr rasch und sprachen lebhaft dabei. Als sie Greta erblickten, liefen sie eilig auf dieselbe zu und warnten sie, — scheu um sich blickend und ganz geheimnißvoll sprechend, — sich in Acht zu nehmen, wenn sie in den Wald käme; es sei vorhin ein Wahnsinniger mit verstörten Blicken und

struppigen Haaren aus dem Dickicht heraus auf sie losgesprungen und habe Eine von ihnen beim Arm gefaßt; auf ihr Geschrei hin habe er sie wieder los gelassen, indem er murmelte: „Sie ist's nicht!" und dann sei er verschwunden.

Greta dankte ihnen und eilte weiter, furchtsam links und rechts schauend; bei jeder Wendung des Weges meinte sie, den schrecklichen Waldmenschen zu erblicken. Sie bekämpfte ihre Angst durch Hersagen von Sprüchen und Liederversen, und flehte zu Gott um Schutz und Bewahrung; es war schon spät; die Dämmerung war schon hereingebrochen, und ein leichter Nebel umgab den Wald; sie fing an zu fürchten, es werde ganz finster, bevor sie die Mühle erreiche, wo man jedenfalls recht besorgt um sie sein mußte. Endlich näherte sie sich dem Ausgang des Waldes: sie fühlte sich erleichtert und wurde wieder ruhiger.

Auf einmal hörte sie ein Geräusch; Tritte näherten sich vom Gehölz her, und eine Stimme sagte leise und rasch: „Greta, bist Du's?"

„Vater!" flüsterte sie kaum hörbar, und im gleichen Moment stand eine große Männergestalt dicht neben ihr.

„Still, still!" sagte er mit Ungestüm, „dieß Wort darfst Du nicht mehr brauchen! Ich habe kein Recht mehr dazu, und von Deinen Lippen bringt es mir Gefahr, — ja, es würde mir das Leben kosten. Du hast mich gerettet! aber, o Kind! bevor ich Dich auf immer verlasse, möchte ich Dich noch bitten, gedenke meiner täglich in Deinem Gebet. Gott segne Dich jetzt und immerdar."

Er nahm sie in die Arme und küßte sie hastig; sie zitterte, aber sie konnte ihm seinen Kuß nicht zurückgeben, und er eilte fort. Ihr Herz war übervoll zum Zerspringen; sie brach in Thränen aus und suchte wieder Hülfe im Gebet.

Als der Vikar und sein Freund das Stadthaus verließen, vernahmen sie von allen Seiten entweder Beifallsbezeugungen oder Aussprüche des Tadels wegen der Freisprechung des Angeklagten. Die Einen dachten nur an das arme Mädchen und waren froh um ihretwillen, daß die Sache so geendigt hatte, und wenn auch der Mensch ihr Vater gewesen wäre. Die Anderen behaupteten, der Mensch habe wohl wie ein Spitzbube ausgesehen; sie hätten trotz aller Klugheit und Selbstbeherrschung des Mädchens dennoch gemerkt, wie es ihn erkännt habe, und solch' einen Uebelthäter hätte man nicht los lassen sollen.

Ein gutmüthig aussehender Köhlerjunge, den der Vikar sogleich als den Sohn der Frau Föhrenbach erkannte, erklärte Einigen der letztern Art gegenüber mit Bestimmtheit: „Nein, nein! Ich weiß bestimmt, er war's nicht!"

„Nun, Hans," sagte der Vikar, als sie etwas aus dem Gedränge heraus waren, „wie kommst Du hieher?"

„Ja, sehen Sie, Herr Vikar, ich kam mit meinem Vater, um Kohlen in die Stadt zu führen, und während er seinen Geschäften nachgeht, bin ich hieher gekommen, um zu sehen, was los ist, und da hab' ich gehört, daß Greta in die Sache verwickelt ist. Die Mutter wird sich arg grämen, wenn sie's hört."

„Woher weißt du aber, daß es nicht der Weiler war?"

„Ich, Herr Vikar?"

„Ja, Du hast ja vorhin gesagt, Du wissest es bestimmt."

„O," sagte Hans ziemlich verblüfft aussehend, „ich hab' nur gemeint, ich wisse es in meinem eignen Kopfe, ich sei ganz überzeugt davon, daß er's nicht war. Sehen Sie, die Andern haben ihn verdammt, und ich kann nicht leiden, daß sie ihn für den Mörder

halten, ohne daß man Beweise dafür hat. So hab' ich ihnen eben meine Meinung gesagt, das war Alles."

„O, das war Alles; wirklich?" sagte der Vikar, ziemlich enttäuscht, nicht mehr zu entdecken, und zugleich im Stillen sich über seinen Scharfsinn freuend, aus einem einfachen Zucken von Greta's Augenwimpern die Wahrheit, seiner Meinung nach, errathen zu haben.

Unterwegs schien er in Gedanken vertieft und erwachte, so zu sagen, nur in seltenen Zwischenräumen, wenn Hermanns plötzliche Ausbrüche der Munterkeit und guten Laune mitunter den Gegenstand seines ernsten Nachdenkens verjagten.

Zu Hause angelangt, kam es ihm jedoch in den Sinn, er müsse nun seinen Gast bewirthen; er wandte sich sogleich der Küche zu, guckte zur halbgeöffneten Thüre hinein, und nickte einer schmucken, ehrwürdig aussehenden Alten einen freundlichen Gruß zu; diese war seine Hauseigenthümerin und Haushälterin in einer Person, sie stand neben einem großen, viereckigen Ofen, der die Höhe eines großen Dampfkessels hatte, und rührte den Inhalt eines tiefen Topfes rasch herum.

„Guten Abend, Mutter Batt, ich hoffe, Sie haben eine gute Suppe hier, und mehr als eine Portion," sagte er. „Ich habe einen Freund mitheimgebracht zum Nachtessen, und wir sind beide sehr hungrig. Was können Sie uns geben? Eine Schüssel voll Sauerkraut, — es ist sein Leibgericht, — und Rauchwürste dazu, nicht wahr?"

„Aber, Herr Vikar, Sie müssen etwas Besseres haben als das, wenn es —"

„Bewahre, Mutter Batt! Aber es ist kein Bekannter von Ihnen; mein Freund ist soeben aus Brasilien angelangt; — das ist eine neue Einfuhr!"

„Was .... was ist er?“

„Er kommt aus Brasilien, in Süd-Amerika; aber ich darf ihn nicht länger allein lassen; geben Sie uns, was Sie wollen, nur schnell; und decken Sie uns in die Laube; es ist hübscher draußen, und der Abend ist recht mild.“

Und hiemit überließ er die Alte ihrem Nachdenken über die Frage, was für ein fremdes Land Brasilien wohl sein möge, und was wohl einen ehrlichen Deutschen veranlassen könne, sein Vaterland zu verlassen, um solche heidnischen Länder zu besuchen.

„Hast Du wohl gesehen, mit welch' einem Forscherblick die gute Alte Dich angesehen hat?“ fragte der Vikar lachend seinen Freund, als sie in der netten Laube vor einem Tische saßen, auf welchen jene soeben eine zinnerne Suppenschüssel mit einer angenehm dampfenden grünen Suppe, einen kalten Rindsbraten und ein Heidelbeermuß gestellt hatte; — „sie hat gewiß noch nie Etwas von Brasilien gehört, und sieht Dich an als eine wahre Curiosität, weil ich ihr gesagt habe, Du kommst von da. Apropos, was hast Du nun vor? Du gehst doch hoffentlich jetzt nicht mehr auf die Wanderschaft?“

„Ja wohl,“ sagte Hermann, sein Bierglas mit einem Zuge leerend; „meine nächste Station ist Zinningen.“

„Zinningen! was in aller Welt hast Du da zu thun?“

„Nun, dort ist ein großer Jahrmarkt, eine ganze Woche lang, und ein Freund von mir wird auch eine Bude miethen.“

„Um Pfefferkuchen oder Cigarren zu verkaufen?“

„Spotten Sie nur, mein Herr! — er hat aber ganz andere Waaren.“

„Diamanten aus Brasilien etwa, oder — Käfer?“

„Auch nicht. Deine Neugierde muß aber noch warten; — Du warst nicht gar weit davon mit den Diamanten; Perlen jedoch wäre bezeichnender.“

„Das sind Orakelsprüche.“

„Wir Reisenden haben eben allerhand Abentheuer;“ sagte Hermann lachend. „Wenn ich alle die meinigen publiziren wollte, so könnte ich eine hübsche Summe zusammenbringen.“

„Warum thust Du's denn nicht?“

„Es wäre unter meiner Würde! . . . Um aber die Wahrheit zu gestehen, ist Schreiben meine Sache nicht. Ich behalte meine Erlebnisse gut im Gedächtniß, ich kann sie leicht wieder erzählen; aber niederschreiben kann ich sie nicht.“

„Es ist Schade.“

„Ach was, es gibt viel gute Bücher in der Welt, mein ich!“

„Du könntest mir aber immerhin Einiges erzählen, und ich könnte es herausgeben; der Ertrag würde getheilt!“

„Du scherzest! Was könntest Du z. B. damit machen: Vor Kurzem marschierte ich auf einer Landstraße, da begegnete mir ein so merkwürdiges Fuhrwerk, wie ich noch keins in meinem Leben gesehen hatte; es war ein Häuschen mit Rädern, und ein kräftiges Pferd war vorne angespannt; es wurde gerade Halt gemacht, das Pferd bekam ein gutes Futter, und sein Herr setzte sich unter die Thüre seines Häuschens, und verzehrte mit sichtbarem Appetit ein Stück Brod mit Käse. Ich sah sogleich, daß hinter dem Mann Etwas stecke. Indem er sich setzte, rief er mir ganz gemüthlich zu: ‚Kommen Sie und halten Sie mit.‘“

„Und Du hast's angenommen?“

„Natürlich! Es lag etwas Anziehendes in seinen

glänzenden Blicken; aber auf seiner hohen Stirne lag ein gewisser Ernst. Wir waren bald bekannt. Nicht nur seine Hände und seine Wäsche, sondern sein ganzes Benehmen zeigte mir bald, daß er von höherm Stande sein müsse. Er sprach ein reines Deutsch; aber er war ein Engländer. Er war früher Seemann gewesen und führte jetzt ein sonderbares Wanderleben."

„Da habt ihr natürlich sogleich Brüderschaft gemacht?"

„Ja, siehst Du, ich habe gleich gemerkt, daß ein großer Unterschied zwischen ihm und mir bestand; er hatte einen bestimmten Zweck bei seinem Herumreisen, ich hatte keinen. Ich hatte wohl den Gedanken, mich ihm anzubieten, mit ihm zu reisen, und ihm zu helfen; aber erstens schien er selbst gern zu kutschieren, und zweitens wären wir manchmal doch vielleicht verschiedener Ansicht gewesen."

„Und er handelte mit —"

„Himmelsboten."

„Himmelsboten?"

„So nannte er seine Waare."

„Engel werden Himmelsboten genannt," sagte der Vikar hin- und herrathend.

„Ja, aber sein Wagen war nicht voll Engel."

„Aber voll Bibeln etwa? Hab' ich's?"

„Du hast's," sagte Hermann. „Er machte seinen ersten Versuch in Neuenburg. Als er sah, wie bereitwillig seine Bibeln dort aufgenommen wurden, bat er die englische Bibelgesellschaft um einen neuen Vorrath, hauptsächlich um kleine, hübsch eingebundene Exemplare. Man sandte ihm drei große Kisten voll; er war sehr froh und meinte, nun für ein Jahr lang hinreichend versehen zu sein; aber er irrte sich. ‚Im Verlauf von einigen Tagen,' erzählte er mir, war die Nachfrage so groß, daß ich in vierzehn Tagen

„Erzähle mir das Alles ausführlich, bitte! Du sprichst wahrhaft wie ein Buch.“

„Gut, der alte Vater Nicolaus Vigueiro hatte sich in Brasilien als Advocat niedergelassen und erwarb sich das Zutrauen des Volkes während des brasilianischen Befreiungskrieges. Er wurde als Gesandter an die Cortes von Portugal abgeordnet, zeichnete sich daselbst durch Klugheit und muthiges Auftreten aus, kehrte nach Rio zurück und ist seither ein Anführer der liberalen Partei daselbst bis heute noch. Seit dem Anbruch der brasilianischen Befreiung bis jetzt ist er immer Abgeordneter oder Senator gewesen und mehrmals auch Minister des Kaisers. Orden und Auszeichnungen hat er immer ausgeschlagen, ausgenommen das Ehrenkreuz von Cruseiro.“

„So!“

„Er ist jetzt ein Achtziger, aber er ist immer noch kräftig und munter; seine vier Söhne sind ebenfalls ausgezeichnet und überall beliebt. Den ältesten, Ludwig, hat er zum Studium der Rechte nach Göttingen geschickt; der zweite, Josua, war in einer preußischen Kriegsschule. Der dritte hat mit dem vierten eine kaufmännische Bildung in London und Hamburg erhalten. Ihre europäische Erziehung hat sie befähigt, die Auswanderungspläne ihres Vaters zu unterstützen.“

„Und was sind dieß für Pläne?“

„Die Sclavenarbeit entbehrlich zu machen und aufzuheben. Im Jahr 1841 hatte er vierzig deutsche Familien als Kolonisten kommen lassen, aber die Regierung unterstützte ihn nicht dabei, und dieser erste Versuch mißlang. Fünf Jahre später fing er wieder an und mit besserem Erfolg. Die Sache verhält sich so: Er hat einen Agenten in Deutschland, der die Verhandlungen mit den Regierungen und den einzelnen Auswanderungslustigen besorgt; dieser bietet den ärmern,

aber noch kräftigen Leuten besondere Vortheile an, und bezahlt ihnen theilweise, oft sogar auch ganz, die Reisekosten von Hamburg bis Brasilien. Wenn sie dort ankommen, so besorgt Vigueiro selbst ihren Transport in's Innere; jede Familie, welche in die Niederlassung kommt, erhält ein Haus, einige Tausend Kaffee-Bäume, die nöthigsten Lebensmittel und Lebensbedürfnisse, Alles mit bedeutendem Rabatt. Der Kolonist seinerseits übernimmt die Besorgung der Kaffee-Bäume und verpflichtet sich, den Profit mit dem Eigenthümer zu theilen, welcher hinwieder auch die Hälfte der Auslagen zu bestreiten hat; jener verspricht auch, nicht wieder vor einem Jahre wegzuziehen, oder die Reisekosten zu erstatten."

„Und gedeiht die Sache?"

„Ausgezeichnet! Im Jahr 1854 hat die Kolonie mehr als 1,500,000 Pfund Kaffee ausgetragen, wovon die Hälfte den Kolonisten zukam."

„Aber wie sind die Wohnungen?"

„Ungemein nett und reinlich. Ich war in mehreren Häusern und fand sie sehr bequem und anständig eingerichtet; vor mehreren Thüren saßen blondhaarige Kinder, die deutsch sprachen und spielten."

„Ist's aber nicht furchtbar heiß dort?"

„Freilich, es ist sehr heiß, sonst würde ja der Kaffee nicht reif werden. Aber die Luft ist doch rein dabei. Im Dorfe lernte ich einen verständigen Agenten kennen, der die Buchhaltung der Kolonie führt und über jedes Pfund Speck oder jede Elle Tuch zu verfügen hat. Es sind jetzt ungefähr ein Tausend Europäer dort im Ganzen, sowohl Katholiken als Lutheraner; aber obschon ihre geistlichen Vortheile gering sind, so ist der sittliche Zustand doch vortrefflich. Es ist dieß ein wichtiger Versuch, um zu beweisen, was freie Leute ausrichten können im Gegensatz zu Sclaven;

wenn Vigueiro durchdringt, so wird er der Menschheit einen unberechenbaren Dienst geleistet haben. Er sagt: „Ich finde die Arbeit eines Mannes, der sich aus eigenem Antrieb und im eigenen Interesse dabei betheiligt, unendlich vortheilhafter, als die Arbeit eines Sclaven.‘“

Nachdem sich die beiden Freunde noch ein Weilchen mit Rauchen und Plaudern die Zeit vertrieben hatten, trennten sie sich mit herzlicher Begrüßung, ohne jedoch bestimmen zu können, wann oder wo sie sich wiedersehen würden.

Der Vikar blieb noch eine Weile nachdenklich unter der Hausthüre stehen und seine Gedanken zogen in die Ferne; er sah im Geiste zwei Reihen reinlicher Häuschen von Gärten umgeben, und im Hintergrund eine fruchtbare Kaffeepflanzung unter einem tiefblauen, brasilianischen Himmel.

VIII. Der lustige Engländer.

„Vater! Vater!“ rief die kleine Rickele, in’s Haus laufend und fast so aufgeregt aussehend als einige Tage vorher, als sie zu ihm eilte, um ihm mitzutheilen, Greta sei von zwei Landjägern in einem Wägelchen fortgeführt worden und das Vieh laufe überall im Thal umher; „Vater! Vater! ein ganz komischer Wagen liegt drunten auf der Straße; er ist umgefallen, gerade dort, wo das böse Loch ist, weißt! — er ist wie ein weißes Häuschen und hat grüne Läden und ein Kamin; das Rad werde abfallen, sagt der Mann, und Greta sagt, Du müssest kommen und ihm helfen.“

„Und wo ist das Vieh?“ fragte der Müller, zuerst an seine Heerde denkend; dann aber stand er auf und ging der Thüre zu.

„O, das Vieh kann ganz gut allein heim, Vater. Aber komm schnell, bitte!“ fuhr sie fort, ihn am Aermel ziehend.

„Langsam, langsam mein Kind! Eile mit Weile! Wenn der Mann langsam gefahren wäre, so hätte er nicht umgeworfen.“

Rickele lief bald voran, bald kam sie wieder zu ihm zurück, ziemlich wie ein Hündchen, bis sie die steile, holperige Straße erreichten, wo der uns schon bekannte, herumziehende Engländer, von dem Hermann von Bülow erzählt hatte, sich aus Leibeskräften, aber bis jetzt vergeblich, bemühte, sein verunglücktes Fuhrwerk wieder aufzurichten, während Greta muthig das sich sträubende Pferd am Zügel hielt.

Zu gleicher Zeit kamen zwei weißbestäubte Müllerburschen herbeigelaufen.

„Wir werden ihn bald in der Höhe haben,“ sagte der Müller, dem der Fremde auf den ersten Blick Achtung und Theilnahme eingeflößt hatte; „kommt, ihr Leute!“

„Yo ho! case her! stop her!“ rief Herr Graydon, englisch sprechend in seiner Aufregung, als er sah, wie die beiden Bursche mit aller Kraft gerade falsch umwendeten. — „O weh! das Rad ist ab.“

Jetzt standen Alle verblüfft da. Im gleichen Augenblick fing das Pferd an auszuschlagen, so daß Greta es loslassen mußte; nach einigen Schlägen verwickelte es sich in die Hemmkette und fiel plötzlich zu Boden, bevor die Männer es halten konnten.

„Das ist eine schöne Geschichte!“ sagte der Engländer mit einem Seufzer, „wenn mein Pferd nun verwundet ist, was muß ich anfangen?“

„'S ist freilich eine schlimme Sache,“ sagte der Müller; „aber, mein Herr, Sie müssen sich in Geduld drein schicken. Du, Niklaus, lauf' schnell zum Wagner, der Kaspar und ich können das Pferd schon auf-

richten. — Holla, du armer Schlucker!“ — fuhr er fort, das Pferd streichelnd, während Niklaus seinem Befehl Folge leistete. Dann wandte er sich an Greta. „Und Du, Greta, treib' jetzt das Vieh heim!“

Das Mädchen kehrte wieder zu ihrem Geschäft zurück, und fand ihre Heerde ziemlich zerstreut links und rechts vom Wege im Grase weidend.

Nachdem die drei Männer das Perd abgeschirrt hatten, näherte der Engländer sich demselben, streichelte es, sprach ihm zu und mit einem kurzen Satz sprang es plötzlich ganz allein in die Höhe, an allen Gliedern zitternd.

„Es scheint mir nicht verwundet zu sein,“ sagte der Müller, „aber das arme Thier bedarf jetzt Ruhe und ein gutes Futter. Kommen Sie mit mir, mein Herr; ich will es langsam in meinen Stall führen; — und Sie, — es wird uns freuen, wenn Sie mit unserm einfachen Nachtessen vorlieb nehmen wollen.“

„Von Herzen gern, ich danke; meinen Sie, ich könne meinen Wagen ohne Gefahr hier stehen lassen?“ fragte der Engländer; „ich denke, der Wagner wird nicht sobald da sein?“

„Nicht vor einigen Stunden, mein Herr, wenn es noch gut geht; er wird wahrscheinlich im Wirthshaus sein, weil's Samstag ist, und Sie können sich glücklich schätzen, wenn er vor Montags kommt. Ihren Wagen aber wird Niemand anrühren, als etwa ein Rabe oder eine Krähe; er ist dort so gut aufgehoben, wie in Ihrer Remise. Aber wenn Sie's wünschen, kann ich einen Bub anstellen, um ihn zu hüten. Komm her, Klaus! — Du kannst diesen Wagen hier hüten.“

Ein Knabe mit einem großen Stück Brod in der Hand kam von dem Damme herbeigelaufen und übernahm sein Amt mit wichtiger Miene.

„Ich kann aber auch meine Thüre verschließen,“

entgegnete der Engländer, „und dann ist Alles verwahrt!" und mit diesen Worten schloß er die Thüre seiner beweglichen Wohnung zu; dann nahm er das Pferdgeschirr in eine Hand, legte den andern Arm um den Hals seines Pferdes, und Alle gingen langsam der Mühle zu.

Auch Greta ging mit; sie hatte ihr Vieh nur langsam zusammengetrieben, um all' diesen Verhandlungen zusehen zu können.

„Ich vermuthe," sagte der Müller, indem er noch einen letzten Blick auf den sonderbaren Wagen warf, „daß dieß Fuhrwerk gewöhnlich Ihre Wohnung ist? Sie schlafen wohl auch des Nachts darin? Aber diese Nacht wäre es wahrhaft nicht angenehm, weil der Wagen ganz schief liegt; ich wollte, es wäre irgend ein Gasthof in der Nähe, wo ich Sie hinführen könnte; es gibt aber keinen weit und breit. Wenn Sie jedoch vorlieb nehmen wollen, so steht Ihnen unser bestes Gastbett zu Diensten; die Betttücher und Kissen sind rein; aber es hat eben nur einen Strohsack."

„Seien Sie nur ganz ruhig in dieser Hinsicht, mein guter Freund," antwortete der Engländer freundlich; „ich bin daran gewöhnt, mich in Allerlei zu schicken, und ich bin gewiß, ich werde nur Anlaß zur Dankbarkeit finden unter ihrem gastfreundlichen Dache."

„Hier ist der Stall, mein Herr!" sagte der Müller, denselben öffnend.

Das Pferd wurde bestens versorgt und dann folgte Herr Graydon seinem Wirth in's Haus, wo dieser abermals anfing, sich zu entschuldigen wegen der Einfachheit seiner Wohnung.

„Nun," sagte der Engländer umherblickend, „dieß ist sicher ein ebenso gutes Speisezimmer als das, wo unser Heiland sein letztes Mahl hielt mit seinen Jüngern und der Knecht ist nicht besser als sein Meister!

Wenn Sie mir ein Stück von Ihrem guten Roggenbrod geben und ein Stück Käse dazu und einen Krug Bier, so bin ich mehr als zufrieden."

„Hier kommt meine Frau und wird Ihnen hoffentlich bald noch etwas Besseres aufwarten können," versetzte der Müller, als seine Frau herein kam und dem Fremden einen „guten Abend" wünschte; sie stellte einige Gläser und eine Flasche leichten neuen Landwein auf den Tisch.

„Ja," sagte sie, „das Nachtessen ist sogleich fertig;" dann verließ sie das Zimmer, mit Plänen über die Bewirthung des fremden Gastes beschäftigt.

Der Müller schenkte nun seinem Gast ein Glas voll Wein ein und sagte: „Er wird Sie nicht aufregen, mein Herr! er ist ganz unschuldig. Wir trinken keine so starken Weine, wie's in Ihrer Heimath Sitte ist."

„In meiner Heimath?" sagte Herr Graydon ganz erstaunt; woher meinen Sie denn, daß ich sei?"

„Nun, Herr, der Sprache nach könnte man Sie wohl für einen Deutschen halten; dem Aussehen nach aber habe ich Sie gleich als einen Engländer erkannt."

„Aber bitte, was ist denn Besonderes in meinem Aussehen?"

„Es ist schwer zu bestimmen; aber das ist gewiß, man kennt einen Engländer sogleich an seinem Benehmen und an seiner ganzen Art und Weise."

„Nun, ich hoffe, daß diese Auszeichnungspunkte Ihnen nicht gerade zuwider sind," sagte Herr Graydon lachend; „alle Ihre Landsleute sind aber nicht so scharfsichtig wie Sie; denn ich werde oft für einen Schweizer oder einen Deutschen gehalten. — Ich weiß," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „daß die Engländer hie zu Lande für die größten Sonderlinge der Welt gehalten werden, und ich übertreffe wahrscheinlich Alle, nach ihrer Ansicht?"

Der Müller dachte es in der That, aber der seinem Gaste schuldige Respekt erlaubte es ihm nicht, sich darüber auszusprechen.

Während dem war der kleine Oswald herbeigekommen und hatte sich an des Fremden Knie gelehnt, indem er ihn mit großem Interesse betrachtete. Der Engländer liebkoste den kleinen, blonden Lockenkopf, beschenkte ihn mit einem Bonbon, und fragte ihn, ob er ihm auch ein Liedchen hersagen könne?

Der Junge wagte nicht, zu antworten, sondern flüchtete sich zu seiner Mutter, welche den Tisch deckte und verbarg sein Angesicht hinter ihrer Schürze.

„Nein," sagte die Frau, „er kann noch nichts; aber die beiden andern Kinder können viel auswendig; Greta läßt sie fleißig lernen. Ich erlaube ihr gern, ihnen Sprüche und Lieder zu lehren, aber sonst ist mir die Gelehrsamkeit zuwider, in der Dorfschule, in Mönchthal, werden sie schon alles lernen, was sie wissen müssen. Es ist ein wenig weit für Kinder in ihrem Alter, aber der Vater will sie im Frühjahr doch hinschicken."

Jetzt traten Greta und Rickele herein mit verschiedenen Schüsseln zum Nachtessen. Hinter ihnen kamen zwei Knechte und die Magd, und setzten sich unten an den Tisch, während der Fremde und die Familie oben Platz nahmen. Die Mahlzeit dauerte heute bedeutend länger als gewöhnlich, denn der Engländer hatte so viel seltsame und interessante Geschichten zu erzählen, theils aus seinem Land, theils aus andern Gegenden, daß einige von den Zuhörern fast das Essen darüber vergaßen; alle aber zögerten gerne, um noch mehr zu hören.

„Niklas war mittlerweile auch wieder aus dem Dorfe zurückgekommen und berichtete, der Wagner sei in eine benachbarte Stadt gegangen, etwa vier Stun-

den weit, und werde erst am Montag wieder heimkehren. Es blieb also nichts übrig als zu warten.

Als die Dienstboten wieder fort waren, räumte Greta den Tisch ab, und brachte dann die Kinder zu Bette. Der Müller aber unterhielt sich noch ferner mit seinem Gaste.

„Sie sind gewiß verwundert," sagte Letzterer, „wenn ich Ihnen erzähle, daß ein Mann, der für das Seewesen erzogen wurde, und der manche Jahre lang in demselben thätig war, diesen seinen Beruf, der ihm lieb war, und der seiner Wanderlust zusagte, verlassen konnte, um ein Bibelverkäufer zu werden. Dieser Mann bin ich. Die Ladung meines Wagens besteht in deutschen und französischen Exemplaren der heiligen Schrift. Ich beschäftige mich nun seit mehr als vier Jahren mit der Verbreitung derselben in Deutschland und in der Schweiz, und was ich zuerst als Pflicht gethan habe, ist nach all' dem erlangten Erfolge in ein wahres Vergnügen verwandelt worden."

„Die Engländer reisen immer gern, ich weiß es wohl," sagte der Müller; „ihre Vorliebe in dieser Hinsicht ist zum Sprichwort geworden; aber man sollte meinen, Sie hätten in ihrem frühern Beruf Gelegenheit genug gehabt, fremde Länder zu sehen; — und Sie haben noch nicht erzählt, warum Sie ihn verlassen haben?" fuhr er fragend fort.

„Ich will's Ihnen gern erzählen," sagte Herr Graydon freundlich. „In meiner frühsten Kindheit schon dachte ich daran, ein Seemann zu werden. Mein Vater starb, als ich noch ein Kind war; ich war der Jüngste, und meine arme Mutter, der ich sehr lieb war, wollte mich natürlich nicht gerne fortlassen. Mein Vormund hatte mir's auch ausgeredet, aber ohne Erfolg. In meinem zwölften Jahre wurde ich also auf meinen Wunsch hin Midshipman oder Seekadett. Von

dieser Zeit an lebte ich während mehr als sechszehn Jahren ganz nur für diese Welt, ohne mich um die zukünftige zu bekümmern. Ich war der lustigste und ausgelassendste unter allen meinen Kameraden. Meine Besuche daheim, wenn ich Vakanz hatte, waren immer wahre Festtage für meine liebe Mutter; aber meine Verwandten prophezeiten kopfschüttelnd, ich werde niemals zu etwas taugen. Indessen lernte ich meinen Beruf gründlich kennen, und war mit ganzem Herzen dabei, auch erhielt ich mehrere ehrenvolle Auszeichnungen. So verflossen sechszehn Jahre. Um diese Zeit kam ich unter das Kommando eines neuen Kapitäns, der ein frommer Mann war, und der so viel als möglich religiöse Grundsätze unter seinen Leuten zu verbreiten suchte. Er fing mitunter religiöse Gespräche an mit seinen Offizieren; aber der gute Mann fand nur Wenige, die seine Ansichten theilten, und Viele spotteten und lachten ihn hinter dem Rücken aus, und ich machte mit. Indessen wurde dennoch, ungeachtet meiner fortgesetzten Geringschätzung gegen alles Gute und Heilige, um diese Zeit die Grundlage zu einer Aenderung meines Lebenswandels in mein Herz gelegt.

„Einst wurde unser Schiff durch Windstille in der Nähe einer kleinen und dem Anschein nach unbewohnten Insel zurückgehalten, und der Kapitän schickte ein halbes Dutzend Leute unter meinem Befehl in einem kleinen Boote an's Land, um Quellwasser zu suchen. Ich gab denselben einige Anleitungen, was zu thun sei, und machte mich selbst allein auf, um die Insel zu durchsuchen. Leider hatte ich vergessen, Ort und Zeit für die gemeinschaftliche Rückkehr zu bestimmen. Als sie daher ihre Wasserfässer gefüllt, und einige Zeit vergebens am Ufer auf mich gewartet hatten, brachen sie auf, und kehrten zu dem Schiff zurück, indem sie dem Kapitän erzählten, sie hätten seit

Mittags den Lieutenant Graydon nicht mehr gesehen. Unterdessen war ich herumgewandert, mich an köstlichen Früchten labend, und meine Pflanzensammlung mit seltenen Exemplaren bereichernd, war dann unter einer großblätterigen Palme eingeschlafen, und war erst erwacht, als es dunkel wurde. Ich eilte an den Strand in der Hoffnung, die Matrosen wartend daselbst zu finden; aber nein, — das Boot war fort! Das Schiff war noch da, ich konnte es von Ferne sehen, aber der Wind konnte sich erheben in der Nacht, und vor Tagesanbruch konnte es weg sein, und ich mußte auf dieser öden Insel allein zurückbleiben, um zu sterben! Als die Nacht kam, stieg meine Furcht immer höher; — ich hatte zwar keine Spur von einer menschlichen Wohnung auf der Insel entdeckt, aber an einigen Orten hatte ich Menschenschädel und Knochen herumliegen sehen, und vermuthete deßhalb, die Insel diene vielleicht irgend welchen Kannibalen als Sammelplatz zur Feier ihrer schauerlichen Orgien.

Während solche trüben Gedanken meinen Sinn durchkreuzten, war ich unwillkührlich niedergekniet, und hatte meine Hände zum Gebet gefaltet; — es war dieß das erste Mal, seitdem ich vor langer Zeit als Kind neben meiner Mutter gekniet hatte. Ich erinnere mich nicht, was und wie ich gebetet habe, ich weiß nur, daß ich noch in dieser Stellung war, als Ruderschläge vom Meere her zu meinen Ohren drangen, im nächsten Augenblick war ich in einem Boot und fuhr dem Schiffe zu.

„Natürlich erhielt ich einen scharfen Verweis wegen meiner Nachläßigkeit in Erfüllung meiner Pflichten, mit Androhung einer Strafe im Wiederholungsfall. Aber von diesem Tage an war ich ein anderer Mensch. In die Heimath zurückgekehrt, verließ ich den Dienst, um Theologie zu studiren. Zweierlei

stellte sich aber der Erfüllung dieses Wunsches entgegen. Erstens war die Pfarrei schon vergeben worden, von welcher unserer Familie das Recht der Besetzung zukam, und zweitens hatte ich früher eigentlich nie gerne studirt, und mein Bruder stellte mir vor, daß ich vorher noch wenigstens zwei Jahre recht fleißig lernen müsse, bevor ich nur auf die Universität gehen könne. Das wollte ich nicht, ich hatte gewünscht, mich recht bald thätig dem Dienste Gottes zu widmen; ich erklärte nun, beim Unterrichten Anderer lernen zu wollen, und verreiste nach dem Continent mit einem Vorrath Bibeln und der Absicht, sie unterwegs auszutheilen; zugleich machte ich mich daran, sie fleißig durchzulesen und zu studiren, um die darin enthaltenen heiligen Wahrheiten Denen, die mich anhören wollten, erklären zu können. Jenen ersten Sommer reiste ich meistens zu Fuß, da es mich aber zu sehr ermüdete, und ich auch nicht so schnell vorwärts kam, wie ich wünschte, so schaffte ich mir diesen Wagen an, der meinem Zwecke vollkommen entspricht."

„Und reisen Sie das ganze Jahr hindurch?"

„Nein, im Herbst kehre ich immer nach England zurück, und verbringe den Winter mit meiner Mutter, welche oft mit Rührung sagt, sie verdanke es mir, daß der Winter des Jahres und der Winter ihres Lebens ihre glücklichste Lebenszeit geworden sei."

„Das kann ich mir denken," sagte der Müller, „und ich möchte selbst die ganze Nacht hindurch da sitzen bleiben und Ihnen zuhören; aber wir Landleute gehen früh zu Bett, und ich denke, Sie müssen selbst müde sein, und gerne zur Ruhe gehen wollen."

„Ja wohl," sagte Herr Graydon, „ich bin auch froh, mich in's Bett zu legen, ich habe mir den Fuß etwas verrenkt, wie's mir scheint, beim Aufrichten des Wagens. Aber halten sie keine Abendandacht?" fügte er hinzu, indem er seinen Wirth fragend ansah.

„Nein," sagte der Müller leise seufzend; „wir haben keine Hausandacht diesen Abend, — und schon einige Zeit nicht mehr. Als meine erste Frau noch lebte, beteten wir regelmäßig jeden Abend, — Alle zusammen, auch die Dienstboten und Kinder. Aber meine Lotte sagt, die Dienstboten seien zu müde, um nicht einzuschlafen, und sie will, daß die Kinder gleich nach dem Nachtessen zu Bett gehen; sie selbst aber und ich, wir können ein Jedes für sich allein in der Schlafkammer beten."

„Und auf diese Weise beten die Dienstboten wahrscheinlich niemals," sagte Herr Graydon, „und die Kinder auch nicht, denk' ich?"

„Doch," sagte der Müller, „die Greta betet mit ihnen, so viel ich weiß."

Bei diesen Worten kam die Müllerin herein mit einem Licht in der Hand und sagte, das Bett des Gastes sei bereit, wenn er Lust habe, zur Ruhe zu gehen.

Dieser stand sogleich auf, und wünschte Beiden gute Nacht, indem er es für besser hielt, die Sache jetzt ruhen zu lassen, und sich vornahm, am nächsten Tag, welcher ein Sonntag war, eine Gelegenheit zu suchen, um mit der Frau zu reden.

Am nächsten Morgen, als das Frühstück bereit war, konnte man den Engländer nicht finden. Greta meinte, er sei wahrscheinlich zu seinem Wagen gegangen. Er war auch wirklich dort, aber nicht allein: eine ganze Schaar Kinder war um ihn herum versammelt, und er sprach lebhaft mit ihnen.

„Was macht Ihr am Sonntag?" fragte er sie.

„Wir gehen in die Kirche," sagte Eins nach einer Pause.

„Gut, aber das ist bald vorbei, und was macht Ihr nachher?"

Keine Antwort.

„Nun, was thut Ihr?"

„Nichts."

„Nichts? Aber ist das recht? Wozu hat uns der liebe Gott den Sonntag gegeben? Könnt Ihr mir's sagen?"

Keine Antwort.

„Gott hat gesagt, wir sollen kein Werk thun an diesem Tag, sondern ihn heiligen. Wie können wir ihn heiligen?"

„Wenn wir in die Kirche gehen."

„Gut, wenn wir in die Kirche gehen; aber wir bleiben nicht den ganzen Tag in der Kirche, nicht wahr?"

„Nein."

„Was können wir sonst noch thun, um den Tag des Herrn zu heiligen?"

Keine Antwort.

„Sollen wir nicht in Seinem Wort lesen, versuchen zu lernen, was Er für uns gethan hat, und was Er will, das wir für Ihn thun sollen?"

Keine Antwort.

„Wer unter Euch kann lesen?"

„Ich!" — „Und ich!" — „Und ich!"

„Gut, das freut mich. Habt Ihr Bibeln oder Neue Testamente?"

„Nein."

„Nun, seht hier dieses hübsche kleine Testament mit schwarzem Einband und mit Goldschnitt; hättet Ihr nicht Lust, es zu bekommen?"

„O ja! ja!" riefen Alle und drängten sich näher, um das hübsche Buch zu sehen.

„Aber ich wette, Ihr habt Alle kein Geld, um es zu bezahlen, und Ihr müßt wissen, daß ich die Bücher verkaufe."

Die Kinder waren betroffen; sie hatten gehofft, er werde ein Geschenk damit machen.

„Nun," sagte er, „Ihr braucht nicht so betrübt auszusehen; ich will euch sagen, wie Ihr Alle ein solches Buch gewinnen könnt. Ihr könnt also Alle lesen, nicht wahr?"

„Ja."

„Drum, so seht her!"

Er öffnete das Buch, das er in der Hand hatte.

„Hier ist die erste Epistel St. Johannis; sie ist nicht sehr lang. Wer sie auswendig lernt, bis ich wiederkomme, — wahrscheinlich im November, — der bekommt ein Neues Testament wie dieses."

„O, ich will sie lernen!" — „Und ich!" — „Und ich!" so rief eine Stimme nach der andern aus der Schaar.

„Bravo," sagte Herr Graydon; „ich werde Euch Allen Bücher leihen, zum Lernen. Geht jetzt heim und erzählt Euren Kameraden, was ich gesagt habe; vielleicht wollen sie auch ein Neues Testament gewinnen."

„Darf ich's auch versuchen?" fragte Rickele schüchtern, als der Fremde mit ihnen dem Hause zuging.

„Gewiß, liebes Kind; hast Du ein Buch zum Lernen?"

„O ja, wir haben eine große Bilderbibel, wo der Vater alle unsere Geburtstage und seinen Hochzeitstag mit unserer seligen Mutter und seinen andern Hochzeitstag mit unserer jetzigen Mutter hineingeschrieben hat, und dann hat die Greta auch eine Bibel, in der ich oft Sprüche gelernt habe."

„So, dann kennst Du vielleicht diese Worte unseres Heilandes: ‚Siehe, ich sage euch: Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld; denn es ist schon weiß zur Ernte'? Wenn ich umher sehe," fuhr er fort, indem er sich zu Greta wandte, „und wenn ich dieses reife

Getreide betrachte, das man nicht länger darf stehen lassen; diese Kartoffelfelder, die auch bald werden umgehackt werden, diese Hanf- und Mohnfelder, die ebenfalls der Ernte entgegenreifen, so kann ich einigermaßen verstehen, was unser Heiland empfinden mußte, als er so viel Arbeit um sich herum sah, und so wenig Arbeiter, die dazu willig und passend waren."

„Es ist wahr," sagte Greta, mit lebhaftem Interesse in das Gespräch eingehend; wenn man das Getreide nicht bei Zeiten einerntet, so verfault es und verdirbt, und Sie meinen, es gebe viele Seelen, die bereit wären, die Wahrheit aufzunehmen, aber nur wenig Arbeiter, und so können sie umkommen, ohne daß Jemand sie einsammelt in die Scheune, — nämlich in die Kirche Christi."

„Ja," sagte Herr Graydon überrascht und erfreut über die verständige Antwort des Mädchens, „das wollte ich gerade sagen. Und weißt Du, warum unser Herr jenes Gleichniß gebrauchte, um seinen Jüngern diesen seinen Gedanken verständlich zu machen? Sie waren an diese Vergleichung gewöhnt, weil die Juden ihre Rabbiner oder Lehrer auch Schnitter zu nennen pflegten, und ihren Unterricht die Ernte."

„O ja," sagte Greta, „ich erinnere mich, daß man es mir in der Anstalt gesagt hat; aber ich hatte es wieder vergessen."

In diesem Augenblick sah man den kleinen Oswald aus dem Haus herauskommen und aus allen Kräften auf sie zulaufen; auf einmal fiel er hin; aber er raffte sich schnell wieder auf, trippelte auf Herrn Graydon zu, zog ihn am Rock und rief: „Die Mutter sagt, Sie sollen schnell zum Kaffee kommen, sonst wird er ja ganz kalt."

„Ich komme, mein kleiner Mann!" sagte dieser, mit besonderem Vergnügen die posierliche Figur des kleinen Menschen betrachtend.

Er war ein netter, kleiner Junge, ungefähr drei Jahre alt; aber seine Kleidung gab ihm das Aussehen eines Zwergs. Seine kurzen Beinchen stacken in enorm großen Hosen und Strümpfen, der Oberleib in einer langen Weste und einer Sammtjacke, und auf dem Kopfe hatte er einen Filzhut mit breitem Rand. Herr Graydon hatte diesen Anzug noch nie an einem so kleinen Jungen gesehen, obwohl er hie und da in dieser Gegend ältere Knaben bemerkt hatte, die diese Tracht trugen, was ihm schon seltsam genug vorgekommen war.

Beim Eintritt in's Haus sah er mit Vergnügen, daß man äußerlich wenigstens eine gewisse Ehrfurcht für den Sonntag zu Tag legte; Alles war reinlich und geordnet, und die Bewohner hatten ihre Sonntagskleider an. Der Müller trug einen langen, blauen Tuchrock und schwarze Sammthosen, die bis an's Knie reichten; die Frau ein buntes Mieder und eine vorn geöffnete Tuchjacke darüber. Rosine, die Dienstmagd, stand an einem Tisch und machte einen Blumenstrauß, um ihn mit zur Kirche zu nehmen.

Während des Frühstücks, als Greta einmal in die Küche ging, um den großen irdenen Milchtopf wieder aufzufüllen, benützte Herr Graydon die Gelegenheit, um dem Müller eine Bemerkung zu machen über das verständige Wesen seiner ältesten Tochter.

Dieser erklärte ihm hierauf, sie sei nicht seine Tochter, ihre Eltern seien schon früh gestorben, und da sei sie von seiner ersten Frau adoptirt worden; weil sie aber so ein zartes, geistig frühentwickeltes Kind gewesen sei, so habe man sie nicht mit Haus- und Feldgeschäften anstrengen wollen, woran sie nicht gewöhnt gewesen, und habe sie zu ihrer Ausbildung während einiger Jahre in eine Anstalt gethan, wo früher schon ihre Mutter zu ihrer Ausbildung gewesen sei.

Greta's Rückkehr verhinderte eine Fortsetzung des

Gespräches. Als sie aber mit ihrem Onkel und mit Karl und Rickele zur Kirche gegangen war, — und sie mußten früh gehen, denn es war eine gute Stunde weit nach Mönchthal, — so versuchte Herr Graydon, der seines verstauchten und sehr geschwollenen Fußes wegen zu Hause bleiben mußte, mit der Müllerin ein Gespräch anzufangen, um noch mehr über Greta zu erfahren.

„Sie wird wohl immer noch gern lesen?“ fragte er.

„O ja, nur zu gern!“ antwortete diese, einen Teller, den sie in der Hand hatte, ziemlich ungeduldig abstellend; „dort ist ein Buch auf dem Schaft, das sie die letzte Woche fast immer in den Händen hatte. Ich hab's noch nicht angesehen; der Herr Vikar hat es ihr geliehen; sie sagte mir, es sei Etwas über die Sonntagsheiligung. Was mich betrifft, so sehe ich keinen großen Unterschied zwischen dem Sonntag und den andern Tagen; — wir schaffen zwar nicht draußen und auch daheim nur, was sein muß; wenn man kann, so geht man in die Kirche; am Nachmittag kommen dann die Leute aus der Umgegend, besonders aus dem Städtchen, zu uns auf's Land und machen sich lustig in den Wirthshäusern oder Meierhöfen. Wir haben gewöhnlich auch viel Leute; Sie werden's sehen, diesen Nachmittag.“

„Wirklich?“ versetzte Herr Graydon ruhig. Diese Gleichgültigkeit in Betreff der Sonntagsheiligung war nichts Neues für ihn; Er wußte, daß der größte Theil der dortigen Bevölkerung diese Ansichten theilte; aber er sah es hauptsächlich als eine althergebrachte, schlechte Gewohnheit an, eher als einen eigentlichen Mangel an Verehrung für den Tag des Herrn. Er öffnete das Buch, das er sogleich als die ‚Perle der Tage‘ erkannte, und erzählte seiner Zuhörerin, warum und von wem es verfaßt worden sei, und als er fand, daß sie

mit Interesse vernahm, wie ein Bauernmädchen die Verfasserin davon sei, wagte er es, ihr zu rathen, sie solle es lesen, und bot ihr an, ihr Etwas daraus vorzulesen.

Sie willigte ein, wohl mehr aus Neugierde, als aus eigentlichem Interesse für den Inhalt, und Herr Graydon las nach raschem Durchblättern folgende Stelle:

„Es scheint seltsam, daß irgend Jemand, welcher im Menschen eine der Vervollkommnung fähige, sittliche und intellectuelle Natur annimmt, eine solche Einrichtung sollte geringschätzig behandeln können; mehr als sonderbar aber ist es, wenn solche, welche Christen sein wollen und daher wissen müssen, daß der Sabbath um des Menschen willen da ist, ein derartiges Vorrecht verschmähen, seinen heiligenden Zügel wegwerfen und seine ernsten Pflichten mißachten. Der Sabbath erneuert durch die Ruhe, welche er bietet, nicht nur die physische Kraft des Menschen, sondern befähigt auch seinen Geist, an seiner Bildung fortzuarbeiten und gediegene, nützliche Kenntnisse zu erwerben. Er führt ihm die herrlichsten Gegenstände vor, an deren Betrachtung er seine geistigen Kräfte üben und bilden kann. Er flößt ihm Hoffnungen ein, die ihm Standhaftigkeit verleihen, die unvermeidlichen Uebel seiner Lage zu ertragen und ihm Kraft geben, ihre Schwierigkeiten zu überwinden."

Diese kräftigen Worte schienen einigen, wenn auch nicht gerade tiefen Eindruck auf die Frau zu machen, und nachdem Hr. Graydon ihr noch eine Schilderung von der friedlichen Ruhe gemacht hatte, die am Sonntag in den Dörfern seines Landes herrsche, ließ sie ihn allein, indem sie sich entschuldigte, daß sie ihren Hausgeschäften nachgehen müsse. Er hinkte nun vor die Thüre hinaus und setzte sich auf einige Balken, die dort aufgehäuft waren; das sonst so geschäftige

Mühlerad ruhte heute, und der friedlich dahinfließende, nur hie und da durch fröhlich spielende Forellen leicht aufgeregte Bach glänzte hell in den Strahlen der Sonne.

„Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!“ flüsterte Herr Graydon nach einigem Nachdenken; dann las er mit Andacht das Kirchengebet für den Sonntag-Morgen und vertiefte sich in die Betrachtung des Wortes Gottes, das er jedem andern Buche vorzog.

Erst gegen Mittag kam der Müller mit seiner Familie aus der Kirche zurück; es wurde sogleich zu Mittag gegessen, und dann mußte Greta der Müllerin behülflich sein, um Vorkehrungen zu treffen zum Empfang der erwarteten Gäste. Einige Tische und Bänke wurden in dem Baumgarten unter die schattigsten Aepfel- und Birnbäume gestellt, die schon sich zu beugen anfingen unter der Last des reifenden Obstes. Der Boden der Wirthsstube wurde mit frischem Sande bestreut und der Tisch mit einer langen Reihe von Bierkrügen und Biergläsern besetzt. Die Gäste rückten nach und nach an; als aber die Müllerin herauskam, um sie zu bedienen, waren auf einmal alle wieder verschwunden.

„Sie sind alle wieder fort!“ rief sie verwundert aus; „wo mögen sie wohl hin sein?“

„Sie sind gewiß mit dem Engländer zu seinem Wagen gegangen,“ sagte Greta; „ich sehe eine ganze Schaar Leute dort am Damm.“

„So trag' ihnen diese Bierkrüge dorthin,“ gebot die Tante. „Das wird die Andern auch durstig machen und sie zurückbringen. Du kannst die Gläser in der andern Hand tragen.“

Greta gehorchte; aber als sie sich dem Wagen näherte, sah sie, daß die meisten Leute ruhig auf dem abschüssigen Boden saßen; nur die hintern Reihen standen aufrecht, und bald hörte sie, daß der Engländer

ihnen vorlas. Sie vernahm die Worte: „Und Jesu gingen die Augen über.“

„Die Auferweckung des Lazarus!“ dachte sie gerührt. „Er liest ihnen das 11. Kapitel im Evangelium Johannes vor. Wie herrlich! wie ergreifend!“

Sie näherte sich und blieb bei der hintersten Reihe stehen; ihre Sachen stellte sie in's Gras und hörte gleichfalls zu. Herr Graydon las mit viel Ausdruck; die Aufmerksamkeit war allgemein und eine tiefe Stille herrschte. Als er las: „Lazare komm heraus!“ machte er eine kleine Pause und mancher Seufzer wurde gehört.

Er las weiter bis an's Ende vom 53. Vers, dann schloß er das Buch und sagte: „Nun, ist das nicht schrecklich? Nach einer solchen Begebenheit wie diese hätten die verhärtetsten Herzen sollen erweicht werden, sollte man meinen; und nun heißt es: ‚Von dem Tage an rathschlagten sie, wie sie Ihn tödteten.‘ Sie wollten also nicht an Ihn glauben; sie wollten ihre frühern Ungerechtigkeiten gegen Ihn nicht wieder gut machen. Wäre es heutzutage anders? Ich fürchte, wir sind nicht besser; das Menschenherz ist noch immer das gleiche. Wenn Er heutzutage wieder unter uns aufträte, wir würden Ihn abermals kreuzigen! Dieß ist sehr traurig. Wollt Ihr noch Etwas mehr von Ihm hören, Ihr lieben Leute? Soll ich noch lesen, wie sie Ihm ein Abendmahl machten, und wie Lazarus mit Ihm zu Tische saß? oder habt Ihr genug?“

„Weiter, weiter!“ riefen mehrere Stimmen. Und während des ganzen Nachmittags hatte er so vorzulesen. Wenn eine Schaar ging, so kam eine andere; zur Abwechslung unterhielt er sich auch mit ihnen, indem er seine Worte ihren einfachen Begriffen anzupassen und, was ihnen etwa unverständlich war, zu erklären suchte. Als sie beim Hereinbrechen der Nacht sich von ihm verabschiedeten, um heimzukehren, so theilte er ihnen mit,

daß er, wiewohl er heute als an einem Sonntag nichts verkauft habe, am nächsten Morgen allen denen, die es wünschten, Bibeln und Neue Testamente verkaufen werde.

Der Müller, der während dieses Nachmittags oft an seiner Seite gestanden hatte, machte ihn darauf aufmerksam, als sie in's Haus zurückkehrten, daß die Leute nicht wohl ihre Arbeit verlassen könnten am nächsten Morgen, um wieder herzukommen.

„Wenn Sie aber wollen," fügte er hinzu, „so könnte Greta morgen mit einem Vorrath von Büchern nach Mönchthal gehen und sie von Haus zu Haus den Leuten anbieten."

Als das Nachtessen vorbei war, wandte sich Herr Graydon noch in Gegenwart der Dienstboten an den Müller und bat ihn um die Erlaubniß, eine Abendandacht für die ganze Familie halten zu dürfen.

Dieser zögerte einen Augenblick, sah seine Frau an und antwortete dann: „Gerne, mir ist's auf jeden Fall recht."

Die Müllerin schien etwas ärgerlich zu sein, die Knechte waren verdutzt, Rosine machte große Augen und Greta hätte vor Freuden weinen mögen; allerhand Erinnerungen vergangener Zeiten tauchten mächtig vor ihr auf. Sie holte die alte Familienbibel von einem Schaft herab und legte sie auf den Tisch vor den Fremden.

Das einfache, herzliche Gebet, mit welchem dieser die Abendandacht beendigte, war wie ein Balsam für ihr Herz. Der schwere Kummer, der auf ihr lastete, seitdem sie ihren Vater wiedergesehen hatte, war diesen Abend zum ersten Mal etwas erleichtert worden, und mit dankbaren, friedlichen Gefühlen legte sie sich zur Ruhe.

Wohl dem, der in der Freud' am Herrn
Sein höchstes Wohlsein find't,
Aus Lieb' und Dank ihm folget gern,
Und niedrig ist gesinnt:

Dem hilft er immer herrlich aus,
Deß Herz hat Fried' und Ruh,
Und wie ein Kind in's Vaters Haus
Sieht's ihm nur stille zu.

IX. Greta wird Krämerin.

Am nächsten Morgen stand Greta früh auf, und nachdem sie, wie gewöhnlich, die Kühe gemolken und ihr Frühstück in Eile verzehrt hatte, nahm sie den Sack mit Bibeln und Neuen Testamenten, den Herr Graydon noch am Abend zuvor für sie gerüstet hatte, unter den Arm und machte sich auf den Weg, um zu hausiren. Die rosigen Farben, mit welchen die aufgehende Sonne den östlichen Horizont gefärbt hatte, waren noch nicht ganz verschwunden; ein dicker, undurchdringlicher Nebel umhüllte noch den Wald; aber nach und nach fingen die hohen Tannengipfel an sichtbar zu werden und ragten aus dem Nebel hervor, als ob sie in der Luft schwebten; leichte, flockige Wölkchen trennten sich davon los und zogen nach und nach mehr in die Tiefe, indem sie mit fantastischen Windungen die untern Aeste und die Stämme der Bäume umkränzten, bis sie zuletzt in Thautropfen sich auflösten und erfrischend auf Gras und Unterholz sich niederließen.

„Wir werden einen schönen Tag haben,“ dachte Greta fröhlich, indem sie aus Erfahrung das Herunterfallen des Thaues als eine gute Vorbedeutung für schönes Wetter ansah.

Jetzt stieg die Sonne glänzend hinter dem Wald in die Höhe, das dunkle Blätterwerk in ein weiches Lichtmeer tauchend und ihre warmen Strahlen über die Wiesen und Felder des Thales ausgießend. Greta dachte an ihren Lieblingspsalm und sagte ihn leise vor sich hin:

„Lobe den Herrn, meine Seele. Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast, du breitest aus den Himmel wie einen Teppich."

Sie war noch nicht weit gegangen, als sie einer Schaar Kinder von ungefähr acht bis vierzehn Jahren begegnete, welche ihr mittheilten, sie wollten in die Thalmühle, um den Engländer zu fragen, wie sie es machen müßten, um Neue Testamente zu gewinnen.

„Das wird ihn jedenfalls sehr freuen," sagte Greta; „er wird jetzt schon auf sein, denke ich; als ich fortging, war noch Niemand im Haus auf, weil ich im Dorf sein wollte, bevor die Leute an die Arbeit gehen."

Die frische Morgenluft, der Wohlgeruch der Pflanzen, der liebliche Gesang der Waldvögel: dieß Alles erfüllte Greta's Herz mit ungewöhnlicher Freude; vor Allem aber war es ihr wichtiger Auftrag; sie schritt rasch und munter voran, und als sie die Kirchthurmspitze des Dorfes mit ihrer vergoldeten Wetterfahne von weitem erblickte, dachte sie, der Weg sei ihr noch nie so kurz und angenehm vorgekommen wie dießmal.

Sie fing mit dem Hause der Frau Föhrenbach an. Elise kniete auf einer Strohdecke vor der Stubenthüre; sie hatte eine Schüssel mit Milchsuppe in der Hand und gab ihrem blödsinnigen Schwesterchen zu essen, indem sie ihm einen Löffel voll nach dem andern in den Mund steckte; das Kind schien keine große Eßlust zu haben und saß nachläßig da, indem es, wie gewöhnlich, seine abgemagerten Aermchen hin- und herbewegte.

Greta grüßte freundlich; sie hatte seither bei ihren wöchentlichen Gängen durch's Dorf gute Bekanntschaft mit Elisen gemacht; dann fragte sie, wie's dem Kinde gehe.

„Immer ungefähr gleich,“ antwortete Elise; „leider nicht besser; im Gegentheil, es scheint mir, sie werde von Tag zu Tag schwächer.“

„Das arme Kind!“ sagte Greta; „sie ist wirklich sehr mager; aber ich will nicht hier bleiben, sonst wird sie wieder zornig; sieh', wie sie schon die Stirne runzelt.“

Sie trat jetzt in die Stube und fand die kleine Gesellschaft eben vom Frühstück aufgestanden. Frau Föhrenbach war beschäftigt, einen Korb mit Brod, Käse, Würsten und Bierkrügen vollzupacken; der alte Köhler half ihr dabei und mahnte zur Eile. Sie sollten schon lange bei'm Meiler sein, meinte er.

„Guten Morgen, Meister Föhrenbach,“ sagte Greta; „ich bin froh, daß ich Euch noch antreffe; ich sollte mit dem Hans reden.“

„Mit dem Hans, wirklich?“ entgegnete verwundert der Alte.

„Grüß Gott, Greta!“ sagte die Mutter, und sah auf; „aber was hast Du nur in dem großen Sack?“

„Etwas für den Hans, wenn er davon will,“ sagte Greta; „er muß es aber zuerst gewinnen.“

Und nun fing sie an zu erzählen, wie ein Engländer, der bei ihnen logire, Bibeln zum Verkauf habe; den ganz armen Leuten schenke er sogar welche; Kinder und junge Leute könnten welche gewinnen, wenn sie einige Kapitel auswendig lernten.

„Dieses hier muß man auswendig lernen,“ sagte sie, indem sie ein kleines Büchlein aus dem Sack nahm, das nur die drei Episteln Johannis enthielt; „man braucht aber nur die erste Epistel zu lernen. Ich dachte, Hans könne sich wohl auch daran machen, während er neben dem Meiler sitzt, ohne seine Arbeit zu versäumen.“

Hans antwortete ziemlich schüchtern, er möchte wohl so ein Neues Testament bekommen, aber er

wisse nicht, ob er das Alles lernen könne, er wolle es jedoch versuchen.

„Das ist recht,“ sagte Greta, und gab ihm das Büchlein; „ich muß aber weiter, ich habe viele Besuche zu machen, und darf den Herrn Graydon nicht zu lange warten lassen; er will heute noch weiter reisen. Er geht jetzt in die Schweiz; aber im November will er wiederkommen, und wenn Du dann die Epistel auswendig kannst, Hans, so gibt er Dir ein schönes Testamentchen mit Goldschnitt und schwarzem Einband, wie die in dem Sack hier.“

Als Greta das Haus der Frau Föhrenbach verlassen hatte, kam gerade eine Schaar Bauersleute, theils Männer, theils Weiber, vorbei, welche mit Sicheln auf's Feld hinausgingen; sie sah sogleich, daß mehrere von Herrn Graydon's gestrigen Zuhörern darunter waren und näherte sich nun schüchtern dem Vordersten, um ihre Bücher anzubieten.

„O,“ sagte er, „ich begehre keine Bibel zu kaufen; wozu sollte ich eine brauchen? man kann jeden Sonntag in der Kirche daraus vorlesen hören, und das ist ganz genug.“

Sie erlaubte sich die Bemerkung, er könnte vielleicht doch einmal froh sein, auch daheim darin zu lesen, aber er achtete nicht darauf; die meisten der Andern gingen auch vorbei und schienen den gestern erhaltenen Eindruck wieder ganz vergessen zu haben. Zwei Männer jedoch und einige Frauen blieben stehen, und Greta konnte drei Testamente verkaufen. Ein kräftiges, rothwangiges Mädchen mit kurzem Röckchen und bloßen Füßen bat sie, doch ihre blinde Mutter aufzusuchen am andern Ende vom Dorf; sie würde gewiß gerne eine Bibel kaufen; „denn,“ sagte sie, „die unsrige ist so alt und zerrissen und es fehlen so manche Blätter, daß ich oft kaum den Zusammenhang finden kann, wenn ich ihr vorlese.“

Greta versprach, ihr Bestes zu thun, um die alte Frau zum Ankaufen einer neuen Bibel zu überreden, und fragte nach ihrem Namen.

„Sie heißt Frau Götz," sagte das Mädchen; „Jedermann kann Dir's sagen, wo die blinde Frau Götz wohnt. Adieu!" Und mit diesen Worten lief das Mädchen rasch der übrigen Gesellschaft nach.

Nachdem Greta noch mehrere andere Abnehmer für ihre Waare gefunden hatte, kam sie an eine Hütte, die verschlossen war, aus welcher aber doch Stimmen an ihr Ohr drangen, und auf ihr Klopfen rief ein Kind durch's Schlüsselloch:

„Wer ist da? was wollt Ihr? Wir sind eingeschlossen; Vater und Mutter sind draußen auf dem Feld."

„Wann kommen sie wieder heim?" fragte Greta.

„O, erst am Abend," entgegnete die kleine Stimme, „aber 's Bäbele kommt um 11 Uhr aus der Schule und kocht uns zu Mittag und dann trägt sie das Essen auf's Feld."

„Gut," sagte Greta, „vielleicht komm ich dann noch einmal vorbei; ich möchte gern zum Bäbele."

Im nächsten Haus traf Greta einen ganz verkrüppelten Mann mit der Verfertigung von Holzschachteln beschäftigt, wie man sie in jener Gegend zur Verpackung der berühmten Schwarzwälder-Uhren braucht, von denen jährlich viele Tausende in alle Länder der Welt hinausgesandt werden. Seine Freude war groß, als sie ihm ihre Waare zeigte, und er kaufte sogleich eine Bibel, indem er sagte, er hätte heute Jemand in die Thalmühle geschickt, um ihm eine zu holen, wenn sie nicht gekommen wäre; denn er habe davon gehört, und habe sogleich gewünscht, sich eine anzuschaffen.

Greta sagte Einiges über den großen Segen, der auf dem Lesen der heiligen Schrift ruhe und

sprach auch von dem Trost, der darin zu finden sei. Der Mann öffnete das Buch und fiel gerade zufällig auf den Spruch, der den Wunsch, eine Bibel zu besitzen, zuerst in ihm rege gemacht hatte. Es war der: „So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes;“ der Vikar hatte vor einigen Wochen über diesen Spruch gepredigt. Der arme Krüppel konnte sich nun nicht genug verwundern, daß gerade dieselben Worte ihm zuerst in die Augen fallen mußten und verfiel in ein tiefes Nachdenken darüber.

Greta's nächste Sorge war nun, die Wohnung der Frau Götz aufzusuchen, denn sie war jetzt am Ende des Dorfes angekommen. Man wies sie zu dem vorletzten Haus, und sie war bald vor demselben.

Sie fand die Thüre offen; die gute Alte saß auf einer Bank neben dem Ofen und war mit Strohflechten beschäftigt. Sie war ganz zusammengekrümmt vom Alter, aber ihre Hände waren noch sehr gelenkig und auf dem braunen, gerunzelten Gesicht lag ein angenehmer, verständiger Ausdruck.

Sie unterhielt sich gerade mit einigen sie umgebenden Hühnern. „Ihr kleinen Dinger,“ sagte sie zu den Küchlein, „könnt Ihr denn nicht ruhig sein? Was gibt's denn Glucke? Hannchen hat Dir doch gewiß Dein Futter gegeben diesen Morgen?“

Dieses Letztere sagte sie zu einer prächtigen weißen Gluckhenne, die in einer Ecke der Stube hinter einem Gitter eingeschlossen war. Die Küchlein aber liefen piepend und kreischend in der Stube herum, indem sie hie und da einige auf den Boden gestreute Körner aufpickten. Die Alte hatte es aber nicht bemerkt, daß eine Katze in die Stube geschlichen war und unter einer Bank auf der Lauer saß, zum großen Schreck der Gluckhenne, welche mit ungestümem Gluckſen an den eisernen Stäben ihres Gefängnisses herumflatterte.

Greta räusperte sich etwas, um sich bemerklich zu machen, und sagte dann: „Guten Morgen, Mutter! Ihr wißt wohl nicht, daß eine Katze in der Stube ist und auf Eure Küchlein lauert?“

„O weh!“ rief die Alte aus; „darum macht die Glucke so einen Lärm. Ich bin fast ganz blind, und habe das Thier nicht kommen sehen. Bitte, jag' es doch schnell hinaus!“

Das war schnell gethan, und dann setzte sich Greta zu der Alten und sagte: „Wenn ich eine Henne mit ihren Küchlein sehe, so muß ich immer an die Worte denken, die Jesus über Jerusalem und die verstockten Juden aussprach: ‚Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel und ihr habt nicht gewollt.‘ Ich denke, Ihr kennet diesen Spruch auch?“

„Ja wohl, ich kenne ihn,“ sagte die Alte; „aber ich weiß nicht mehr, bei welchem Anlaß Jesus diese Worte ausgesprochen hat; unsere Bibel ist so zerrissen, daß man das Meiste nur zur Hälfte lesen kann.“

„Jesus sagte dieses, als etliche Pharisäer zu ihm kamen und ihm mittheilten, Herodes wolle ihn tödten,“ sagte Greta. „Der Spruch beginnt damit: ‚Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt werden;‘ — aber das ganze Kapitel ist sehr interessant, soll ich's Euch vielleicht vorlesen?“

„O ja, das würde mich sehr freuen;“ sagte die Alte, „aber kannst Du so lange dableiben, und hast Du denn ein Testament bei dir? Warum bist du eigentlich gekommen?“

Greta erklärte den Zweck ihres Besuches, wie sie heute in ganz Mönchthal herumgehe, um Bibeln und Testamente zu verkaufen, wie sie schon mehrere verkauft habe, und wie sie hoffe, ihren ganzen Vorrath anzubringen.

Greta entgegnete hierauf, wie sie von dem Engländer ermächtigt worden sei, auch nur einen ganz geringen Preis dafür anzunehmen und der Handel wurde abgeschlossen zur großen Freude der Frau.

Nun las sie das dreizehnte Kapitel im Evangelium des Lukas, und als sie zu der Stelle kam, wo die wunderbare Heilung jenes Weibes erzählt wird, das einen Geist der Krankheit hatte achtzehn Jahre, und krumm war, und nicht wohl aufsehen konnte, seufzte die arme Frau tief auf. Greta machte eine Pause.

„Ich kann mir denken, Mutter," sagte sie dann sanft, „daß Ihr auch gerne möchtet von Eurer Krankheit geheilt werden, wie dieses Weib; aber die Krankheit unseres Leibes muß uns weniger wichtig sein, als die Krankheit unserer unsterblichen Seele. Diese hält der Satan auch mit Fesseln gebunden, wie den Körper jenes kranken Weibes. Vor Allem müssen wir um Erlösung von der Krankheit unsrer Seele, um Heilung von der Sünde bitten. Ihr wißt, der Herr hat uns verheißen, daß er uns erhören wolle, wenn wir ihn darum bitten. Er sagt: ‚Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan.'"

„Es ist wahr," sagte die Alte, „Du hast Recht. Wie gut kannst Du das Alles erklären! Sei doch so gut und lies mir das Kapitel noch zu Ende, ich höre Dir so gerne zu."

Die alte Frau war nicht die Einzige, die Greta's Worten mit Vergnügen zugehört hatte. Der Vikar, Herr Zilling, hatte einen Besuch in der armen Hütte machen wollen, war aber, um nicht zu stören, vor der Thüre stehen geblieben, als er gehört hatte, wie aus der Bibel vorgelesen wurde. Als er Greta's Stimme erkannte, beschloß er, seinen Besuch auf ein ander Mal zu verschieben, hörte aber, weil er ungesehen war,

noch dem Ende der Unterredung zu. Er war erstaunt über ihre geförderte Erkenntniß und über die verständige, einfache und deutliche Art und Weise, wie sie sich über das Gelesene aussprach, und er dachte, sie passe eigentlich durchaus nicht in ihre gegenwärtigen Verhältnisse.

Nachdem Greta noch einige Häuser besucht, und alle ihre Bücher verkauft hatte, suchte sie auch noch das Bäbele auf, und überredete es, auch eine Bewerberin für ein Neues Testament zu werden; dann machte sie sich auf den Heimweg.

Es war ein herrlicher Nachmittag, und die Ueberzeugung, ein wahrhaft gutes und nützliches Werk vollbracht zu haben, erfüllte Greta's Herz mit hoher Freude und wahrem Frieden. Als sie in's Haus trat, begegnete ihr Herr Graydon, schon zur Reise gerüstet. Der Wagner war soeben mit dem Ausbessern des Rades fertig geworden und der Knecht bekam Befehl, anzuspannen. —

„Nun, wie ist's gegangen?“ fragte Herr Graydon, als Greta ihn begrüßt hatte. „Was, der Sack ist ganz leer? Du hast Dir wirklich brav Mühe gegeben!“

Greta stattete ihm nun Bericht ab über ihr Verfahren und ihre verschiedenen Erlebnisse, übergab ihm das gelöste Geld, und konnte sich nicht versagen, zu bemerken, wie sie bedaure, daß die Sache schon vorbei sei, und wie sie gerne noch einen Tag auf dieselbe Weise verbringen möchte.

„Gut,“ sagte Herr Graydon, „zum Lohn für Deine Mühe sollst Du nun hier ein halbes Dutzend Bibeln, und eben so viele Testamente erhalten, und die kannst du nach Deinem Gutdünken gebrauchen und vertheilen.

Greta's Augen strahlten vor Freude beim Ge-

danken an all' das Gute, das sie damit thun könne, und sie nahm das Geschenk mit vielem Dank an.

„Nun sind unsere Geschäfte abgemacht,“ sagte er, „jetzt will ich noch Deinem Onkel und Deiner Tante Adieu sagen, und dann muß ich abreisen.“

Fünf Minuten nachher stand die ganze Familie vor der Hausthüre und sah den guten Engländer fortfahren. Oben auf dem Wagen war eine Fahne, auf welcher ein Engelchen mit einem Buch und einer Posaune zu sehen war, und mit goldenen Buchstaben stand dabei geschrieben: „Himmelsboten.“

„Lebt wohl, Alle zusammen!“ rief der Engländer noch einmal; die Peitsche knallte, und er fuhr davon.

„Adieu, Adieu! Glückliche Reise! Gute Geschäfte!“ riefen die Andern.

X. Der Jahrmarkt.

Hermann von Bülow erreichte Zinningen erst am Nachmittag des dritten Markttages. Das Gewühl in der Stadt war sehr groß, denn vor Weihnachten gab es in jener ganzen Gegend keinen andern Markt mehr, und man mußte sich deßhalb jetzt schon mit Kleidern und allerhand Vorräthen für den Winter versehen. Lange Budenreihen erstreckten sich von einem Ende des Marktplatzes zum andern, und boten die verschiedenartigsten Artikel zur Schau. Da gab's warme, weiche, schneeweiße Strümpfe, aus Kaninchenhaaren gewebt, und dunkle Filzstrümpfe mit grobem Gewebe, große, starke Stiefel, plumpe Holzschuhe, Lederschuhe mit hölzernen, fingerdicken Sohlen, große Rollen von schwarzem und dunkelblauem Glanzperkal, fast so grob wie Sackleinwand, zu Röcken für die Weiber, Tuch

und Sammet für Sonntagsröcke und Jacken, prächtige, buntgestickte Käppchen. Da gab's ganz vollständige Anzüge für die Männer, Röcke, warm gefütterte Jacken, Pelzhandschuhe mit Bändern oder Kordeln zusammenbefestigt, um sie auf den Schultern zu tragen, wenn sie nicht gebraucht werden; Pelzmützen mit Ohrlappen, zum Schutz vor dem kalten Nordwind. Da gab's große Buden mit hölzernen Schwarzwälder-Spielwaaren, mit grobem und feinem Geschirr der gewöhnlichsten und ungewöhnlichsten Art, Wasserkrüge nach orientalischer Form, Kaffeetassen mit horizontal herausstehenden Ohren auf beiden Seiten, braune, irdene Kaffeetöpfe mit dickem Leibe und engem Hals, gleich Wespen ohne Flügel. Dann noch Pfefferkuchen! — Der Pfefferkuchen ist ein Hauptartikel auf allen Märkten, ganz besonders aber in Deutschland. Da lag nun solcher haufenweise aufgeschichtet, in großen und kleinen Stükken, manche konnten eine Elle messen oder zwei im Quadrat; es gab dunkelbraune und hellbraune Sorten, ordinäre und gewürzte, dicke und dünne, mit oder ohne Guß; — man konnte ihn sogar ellenweise kaufen! Die Kinder liefen schaarenweise darum herum mit Pfeifenton und Trompetenschall. Ein eigentlicher Lärm oder Tumult fand aber nirgends statt. Es war auffallend, wie ruhig Alles zuging und wie die stattlichen und stämmigen Schwarzwälderbauern bedächtig und gemüthlich hin- und herliefen, um die ausgestellten Waaren mit Sorgfalt zu prüfen, und das Nöthige für ihren Bedarf auszuwählen.

Hermann wanderte auf und ab, und belustigte sich damit, im Stillen allerhand Beobachtungen über das Thun und Treiben um sich her zu machen; ganz besonders merkwürdig fand er die so große Verschiedenheit bei den Kopfbedeckungen der Leute. Da gab's aller Arten runde Hüte, schwarze Strohhüte, die auf

beiden Seiten mit Bändern in die Höhe gekrämpt waren, schwefelgelbe Strohhüte, Weiberkäppchen von jeder Gattung, hochrothe Sacktücher, die unter dem Kinn zusammengebunden waren, und endlich sah man auch hie und da den netten, seltsamen Kopfputz der Markgräflerinnen. Er suchte aber überall vergebens nach dem grauen Filzhut seines englischen Freundes.

Es fing schon an zu dämmern und das Landvolk zog da und dort in malerischen Gruppen der Heimath zu, als Hermann plötzlich mitten aus einer dichten Menschenmenge heraus eine wohlklingende Männerstimme vernahm, die einen Vortrag hielt; er erblickte auch auf dem Dach eines Wagens eine himmelblaue Fahne, mit einem Posaunenengel darauf.

Endlich konnte er den Redner sehen, und erkannte in ihm sogleich seinen Freund, den Lieutenant Graydon.

„Ich bin nun im Begriff," sagte er, „über die mit Schnee bedeckten Alpen nach Turin zu reisen. Von dieser Stadt kann man jetzt sagen: Das Volk, das im Finstern saß, siehet ein helles Licht — nämlich bürgerliche und religiöse Freiheit. Der König von Sardinien hat kürzlich seinem Volke eine Constitution gegeben, welche den glücklichsten Erfolg verspricht. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr ferne, wo ein jeder seiner Unterthanen unter seinem eigenen Weinstock oder Feigenbaum sitzen und Weib und Kindern das Evangelium in seiner eigenen Sprache vorlesen kann. Welch' ein Glück! Und wie glücklich sind die, welche dazu beitragen können! Es wundert mich, daß nicht Hunderte und Tausende von kräftigen und energischen jungen Leuten heutzutage ausziehen, um den guten Samen links und rechts auszusäen. — Wohin aber? Nun, über die ganze Welt! Welchen Samen? Nun, das theure Wort Gottes, das uns weise macht zur Seligkeit! Aber warum? O welch' eine

thörichte Frage! Warum? Um die Seelen zu retten, die in der Sünde umkommen; — sie sind Eure Mitbrüder, Euer eigen Fleisch und Blut; Ihr habt vielleicht auch einst in der Sünde gewandelt wie sie, vielleicht jetzt noch! Ja, Seelen zu retten, die unsere Brüder sind, die nicht die Vorzüge der Erkenntniß besitzen wie wir: welch' ein herrlicher Beruf! Es liegt auch eine große eigene Befriedigung darin. Ich spreche aus eigener Erfahrung, denn es ist dieß mein Werk vom Morgen bis zum Abend, und ich kann Euch versichern, seit ich es ergriffen habe, bin ich der glücklichste Mensch.

„Lieben Leute, ich habe eine schöne, angenehme Heimath in England zurückgelassen, — ein Landhaus mit allen Bequemlichkeiten des Lebens; aber ich versichere Euch, mit diesem hölzernen Wagen hier, der jetzt mein Haus ist, beneide ich meinen ältern Bruder weder um sein Schloß, noch um seinen Park, noch um seinen großen Pferdestall. Ich freue mich über ganz Anderes als über irdische Reichthümer. Ich reise allein durch die Welt, mache mir selbst meinen Thee, und rauche meine Cigarre oft in der Einsamkeit. So wandere ich von Ort zu Ort, sehe schöne Gegenden, große Ströme und prächtige Städte. Ich mache Bekanntschaft mit allerhand Leuten unterwegs, lasse hie und da einen zu mir aufsitzen und unterhalte mich mit ihm über angenehme und nützliche Dinge; zuletzt kauft er auch eine Bibel, und ich bete mit ihm, damit Gott seinen Segen dazu gebe. Wenn er fortgeht, sehe ich ihm nach, und mein Gebet begleitet ihn, und mein Herz klopft laut vor Freude. Komme ich an irgend eine anmuthige Stelle, wo es mir gefällt, so mache ich Halt, spanne mein Pferd aus, koche mir meine Mahlzeit und lege mich in's Gras, um zu lesen. Manchmal kommen Leute zu mir her, — desto besser;

manchmal kommt Niemand, dann sing ich einige Lieder, geh in meinen Wagen und leg mich zu Bette.

„Im Winter hab' ich dann meiner Mutter Vielerlei zu erzählen. Sie ist eine fromme Frau, und interessirt sich für Alles, was ich thue. Ich werde ihr auch von diesem Markt erzählen, und von dem Erfolg, den ich hier mit Gottes Hülfe Tag für Tag gehabt habe. Heute habe ich vierhundert Bibeln oder Testamente verkauft, stellt euch vor! Und für den Fall, daß irgend Jemand unter euch es bedauern sollte, nichts gekauft zu haben, lasse ich siebenzig verschiedene Exemplare bei dem Buchhändler Müller zurück. Und nun, Gott segne Euch Alle! Wir wollen noch ein Lied singen, dann will ich beten, und hernach muß ich abreisen. Aber wartet, ich will Euch doch noch einige Worte aus der heiligen Schrift mit auf den Weg geben. Das vierte Kapitel der Epistel an die Philipper, (wer ein Testament hat, suche die Stelle auf!) vom 4. bis zum 9. Vers."

Als Alles vorbei war, und die Menge sich langsam zerstreute, während noch Manche zurückblieben, um dem originellen Engländer die Hand zu schütteln, und ihm eine glückliche Reise zu wünschen, bahnte sich Hermann einen Weg zu demselben hin, und wurde auf's Liebevollste empfangen. Einige Minuten später hatte Herr Graydon sein Feuer angezündet, seinen Theekessel darauf gestellt, und er und sein Freund legte sich in's Gras und rauchten ihre Cigarren. Herr Graydon hatte eine Bratpfanne und erwies sich bald als tüchtig erfahren in der Zubereitung von Hammelsrippchen, ohne sich, rühmte er, die Finger zu beschmutzen. Hermann schnitt unterdessen Brot ab und machte Butterschnitten zurecht, während er seinem Freunde von seiner Reise nach Brasilien erzählte, und hinzufügte, er wünsche, ihn mit seiner Liebesthätigkeit in jenes Land versetzen zu können.

Herr Graydon aber erwiederte nach einer Pause: „Und warum gehen Sie nicht?"

„Sehen Sie," sagte Hermann nach einigem Zögern, „ich möchte eigentlich gerne gehen, aber die Sache ist so, ich habe mich soeben verlobt, und werde bald heirathen."

„O, wirklich!" entgegnete Herr Graydon lachend, „das ist allerdings ein rechtes Hinderniß; ich denke . . ."

Aber Hermann war nicht aufgelegt, über eine so wichtige Sache zu scherzen; er gab dem Gespräch eine andere Wendung und sagte lebhaft:

„Apropos, haben Sie den verschmitzt aussehenden Menschen in der rothen Jacke und mit der gelben Halsbinde gesehen, welcher den ganzen Nachmittag auf einer steinernen Bank vor der Post saß, und sich mit den Vorübergehenden unterhielt? Es ist der Agent Vigueiro's und ganz der rechte Mann für diese Sache; ich bin schon einige Male mit ihm zusammengetroffen seit meiner Rückkehr nach Europa. Ich wollte zehn gegen eins wetten, daß er wenigstens ein halbes Dutzend dieser ehrlichen, gutmüthigen Schwarzwälder-Bauern für Vigueiro's Kolonie gewinnen wird. Als ich vor einer halben Stunde etwa vorbeiging, hatte er eine ganze Schaar um sich herum versammelt und sprach mit lebhafter Begeisterung von den großen Vortheilen der Emigration."

„Wissen Sie, was Ihre Landsmännin, Frau Ida Pfeiffer, über dieses Thema sagt?" fragte Herr Graydon.

„Nein," erwiederte Hermann, „ich habe noch Nichts von ihr gelesen."

„O, das ist Schade! ihre Reise um die Welt z. B. ist sehr interessant. Ich erinnere mich, daß sie unter Andern bei einer Beschreibung der deutschen Kolonie Petropolis die Meinung ausspricht, diese Auswanderer müssen in ihrer Heimath recht tief im Elend

gewesen sein, um in jenen abgelegenen Winkel der Erde zu kommen wegen einem oder zwei Morgen Landes. Sie ermahnt auch ihre Landsleute, es vorher wohl zu überlegen, bevor sie sich entschlössen, abzureisen, um ihr Glück in dem so fern gelegenen Brasilien zu suchen. Während ihres Aufenthaltes dort waren mehrere Schiffe mit Auswanderern angekommen; die Regierung, welche sie nicht hatte kommen lassen, unterstützte sie durchaus nicht; sie hatten kein Geld und konnten kein Land kaufen; die Pflanzer wollten sie nicht als Arbeiter anstellen aus Furcht, sie möchten das Klima nicht ertragen, so daß den armen Menschen nichts übrig blieb, als zu betteln oder die geringsten Dienste in den Städten zu verrichten und noch unter den schlechtesten Bedingungen. Diejenigen, welche auf eine Aufforderung hin von Seiten der brasilianischen Regierung gekommen waren, um zur Kolonisation des Landes beizutragen, waren etwas besser dran; wenn sie aber kein Geld hatten, ging's ihnen auch jämmerlich schlecht. Geschickte Handwerksleute fanden früher manchmal sehr gute Anstellungen und hohen Lohn dabei, aber sie werden immer weniger begehrt, weil die Neger jetzt auch anfangen, die verschiedensten Handwerksarten zu lernen. Die Enttäuschung muß schrecklich sein, wenn man nach allerhand falschen Hoffnungen sich hülflos und verlassen dem Elend preisgegeben sieht."

Als Antwort hierauf erzählte nun Hermann, was er kurz zuvor seinem Freunde, dem Vikar, über Ybecaba, Vigueiro's neuer Kolonie, erzählt hatte und schilderte deren Vorzüge und gute Seiten.

„Das klingt jedenfalls etwas besser," sagte Herr Graydon, als Hermann seinen Bericht geendigt hatte; „und um die Wahrheit zu sagen, hätte ich selbst ziemlich Lust dazu, mich auf den Weg zu machen, nicht um

Geld zu verdienen, sondern um Etwas für das geistliche Wohl der armen Auswanderer thun zu können. Aber erstens sehe ich noch so viel in der Heimath zu thun übrig, und zweitens verhindern mich Kindespflichten daran, mich so weit von der Heimath zu entfernen."

„Wie meinen Sie das?" fragte Hermann; „wenn man einmal seine Heimath verlassen hat, was hat's zu sagen, ob man einige hundert Stunden mehr oder weniger davon entfernt ist?"

„Wenn ich in Brasilien wäre oder sonst in einem entfernten Land," entgegnete Herr Graydon, „so könnte ich nicht, wie jetzt, den Winter bei meiner verwittweten Mutter verbringen, deren Hauptstütze ich nun bin."

„Ach jetzt kann ich's begreifen," sagte Hermann, während ein Schatten über sein sonst so fröhliches Gesicht zog; „auch ich war einst die Freude und der Stolz meiner gleichfalls verwittweten Mutter; aber sie starb, als ich noch auf der Universität war und von jener Zeit an bis j e t z t [dieses letzte Wort betonte er besonders] habe ich keinen rechten Lebenszweck gehabt. Böses habe ich zwar nicht gerade gethan; allein ich war dennoch nirgends zufrieden, und seitdem ich Sie zum ersten Mal gesehen habe, fühle ich mehr als je, daß ein Leben nützlicher Wohlthätigkeit allein einen wahren Zweck hat und die rechte Befriedigung bieten muß. Wenn ich die Absicht hätte, mein Wanderleben fortzuführen, so würde ich mich gerne mit Ihnen vereinigen und Ihr Mitarbeiter werden, oder aber, ich würde nach Brasilien zurückkehren und das Wohl von Vigueiro's Kolonie nach meinen besten Kräften zu fördern suchen. Wie die Sachen aber jetzt stehen, kann's nicht sein. Jedenfalls will ich aber von nun an suchen, mich nützlich zu machen. Durch Verwendung meines Onkels werde ich ohne Schwierigkeit

in den Staatsdienst aufgenommen werden. Ich hoffe, wenn ich an meinem künftigen Wohnort werde eingerichtet sein, auch einmal einen Besuch von Ihnen zu erhalten. Ich werde mich stets für Ihr Missionswerk interessiren; wenn ich Ihnen auch nicht gerade persönlich kann behülflich sein, so hoffe ich, Sie werden mir wenigstens erlauben, Ihnen von Zeit zu Zeit einen kleinen Beitrag anzubieten."

Herr Graydon war tiefgerührt bei diesen ernsten Worten seines sonst so lebenslustigen Reisegefährten, und mit herzlichem Bedauern schüttelte er demselben die dargebotene Hand zum Abschied, indem er ihm Glück zur Reise und Gottes Segen für die Zukunft wünschte, und zugleich auch die Vermuthung aussprach, daß ein Wiedersehen jedenfalls ziemlich unwahrscheinlich sei.

Hermann begab sich in den Gasthof zur Post, da er am nächsten Morgen in aller Frühe den Eilwagen nach Baden-Baden nehmen wollte.

Die Stadt war nur schwach erleuchtet durch Oellampen, welche an Ketten herabhingen, die von einem Haus zum andern quer über die Straße befestigt waren. Die Straßen waren schon fast ganz menschenleer und die tiefe Stille derselben war nur hie und da unterbrochen durch das einförmige Plätschern des Wassers aus den Brunnenröhren. An einem dieser Brunnen war jedoch noch eine ziemliche Anzahl Weiber versammelt, welche laut und lebhaft sprachen, während dem sie ihre Kessel und Krüge füllten. Hermann vernahm unter Anderm die Worte „Vaterland" und „Amerika" und andere sowohl zornige als schmerzliche Ausdrücke. Plötzlich fing eine der Frauen heftig an zu schelten über irgend einen Abwesenden.

„Er kann gehen, wenn er will;" rief sie; „aber ich gehe nicht mit! Warum, warum sollten wir die Heimath verlassen, und alle . . . . ."

Hermann ging weiter. Er hatte genug gehört, um den leidenschaftlichen Schmerz des armen Weibes zu verstehen.

„Ach!“ dachte er, indem er in den Gasthof eintrat, „dieser Agent mag wohl ein kluger Mensch sein; aber er versteht es nicht genug, daß sein Geschäft nicht darin bestehen sollte, diejenigen anzuwerben, die in der Heimath glücklich sind, sondern diejenigen bloß, welche unzufrieden mit ihrer Lage sind, und denen er vielleicht eine bessere Stellung bieten könnte.“

XI. Greta als Lehrerin.

Nach Herr Graydon's Abreise kam eine ruhige Zeit in Greta's Leben, wie es bei einem Jeden hie und da solche Zeiten geben kann. Zwei Ereignisse, ein schmerzliches und ein fröhliches, ihres Vaters Verhaftnehmung und Herr Graydons Besuch, hatten die gewöhnliche Reihenfolge der täglichen Beschäftigungen etwas unterbrochen; jetzt aber waren diese letztern wieder ganz ungestört aufgenommen worden, und das beständige Umdrehen des Mühlerades war kaum einförmiger als der unveränderliche Kreislauf in Greta's täglichen Pflichten.

Und dennoch, obschon sie wieder wie vorher täglich mit ihrem Strickzeug in der Hand an einen Baum sich lehnte, während ihre Heerde ruhig um sie her graste, hatten ihre Gedanken von jetzt an einen weiteren, lebhafteren und höheren Flug genommen. Alle uns begegnenden Ereignisse füllen, wenn auch nicht immer einige Seiten, so doch immer irgend eine Stelle aus im Buche unseres Lebens, und es hängt großentheils von uns ab, ob wir mit Zufriedenheit oder aber mit Be=

dauern und Reue darauf zurückblicken können. Greta konnte nun an ihren Vater denken, ohne sich sagen zu müssen, weder er sei das Opfer ihrer Unvorsichtigkeit geworden, noch durch eine wirkliche Lüge von ihrer Seite verschont geblieben; sie wußte nicht, ob er seinen Entschluß, Europa für immer zu verlassen, ausgeführt habe; sie vermuthete es aber, und sie bildete sich ein, ohne recht zu wissen warum, er sei wahrscheinlich nach Kanada gegangen. Ungeachtet ihres fleißigen Strickens verfiel sie doch in allerhand Träumereien hierüber; sie malte sich alle möglichen Ereignisse und Lebenslagen in Hinsicht auf ihren Vater aus: bald sah sie ihn zur See, bald wie er in Amerika ankam, und endlich stellte sie sich vor, wie er als Hinterwälder in einem hübschen, kleinen Blockhaus wohnte.

Ein ander Mal folgte sie in Gedanken Herrn Graydon auf seiner Missionsreise und begleitete ihn in die verschiedensten Gegenden. Aber dann fiel ihr ein, daß so ein thätiger Mann wie der Engländer gewiß besser mit ihr zufrieden sein würde, wenn sie, anstatt ihre Gedanken so hin- und herschweifen zu lassen, sich damit beschäftigte, den kleinen Bauernkindern aus der Nachbarschaft beim Lernen der Bibelsprüche behülflich zu sein, die sie für ihn lernen wollten; das konnte sie thun, indem sie, wie der Herr Vikar gesagt hatte, dennoch mit einem Aug' auf das Vieh Acht gab und stricken konnte sie sogar auch noch dabei!

Sobald sie nun einigen Nachbarskindern begegnete, sagte sie zu ihnen:

„Die Zeit vergeht schnell, und ich fürchte, wenn Ihr Euch nicht recht Mühe gebt, so werdet Ihr keine Testamentchen gewinnen können. Kommt darum zu mir, wenn ich auf der Weide bin, und ich will Euch alle Tage einige neue Verse und alle alten hersagen lassen."

Dieser Plan gelang so gut, daß die Kinder, stolz auf ihre Fortschritte und entzückt über Greta's Freundlichkeit, es auch andern Kindern mittheilten und bald war alle Tage eine große Klasse um Greta herum versammelt, ohne daß sie dabei ihr Vieh außer Acht ließ.

Die Tage wurden nun immer kürzer und manche Zeichen verkündigten, daß der Herbst seinem Ende entgegen gehe. Das Wetter wurde sehr veränderlich und es war mitunter schon recht kalt. Eines Morgens waren alle Bäume, die Gebüsche und jeder Grashalm mit weißem Reif bedeckt und die Kälte war so empfindlich, daß die Kinder von ihrem Spiel im Freien bald wieder schnell in's Haus liefen, und froh waren, ihre steifen Händchen auf die braunen Platten des Kunstofens legen zu können, um sie wieder zu erwärmen. Am nächsten Morgen waren alle diese winterlichen Vorboten wieder verschwunden und die Luft war so warm und lieblich, daß man fast hätte meinen können, der Sommer sei wieder da.

An einem solchen schönen, warmen Nachmittage fiel es dem Vikar plötzlich ein, daß er sein Versprechen noch immer nicht gehalten habe, der Greta ein anderes Buch zum Lesen zu bringen; er schämte sich, daß er es so lange hatte anstehen lassen und beschloß, sich sogleich auf den Weg zu machen zur Thalmühle. Er steckte ein passendes Buch in die Tasche und schlug den gleichen Fußweg ein, der ihn schon früher einmal bei dem Weideplatz vorbeigeführt hatte.

Ein dichtes Unterholz verbarg ihn noch, als er schon ganz nahe bei der Waldwiese war und bevor er heraustrat, hörte er mehrere helle Kinderstimmen Etwas im Chor hersagen, wie ihm schien. Erstaunt blieb er stehen und trat rasch aus seinem Versteck, als er Greta's Stimme erkannte, wie sie den kleinen Chor

anführte, der in einer Art von Melodie einen Bibelspruch sagte.

Da saß sie auf einem Hügel wie eine junge Königin und die Kleinen um sie her, die mit unverholener Bewunderung zu ihrer Chorführerin aufschauten. Das Mädchen in ihrer schlichten Einfalt, dem tiefen, klaren Pflichtgefühl, das ohne Zaudern sich in das fügte, was ihr die Runde zuwies, war ihm nie so lieblich und bedeutsam erschienen.

Sie erröthete, als er plötzlich aus seinem Versteck heraustrat und sie mit einem freundlichen Gruß lächelnd fragte, ob sie dem Lehrer in's Amt greifen wolle. Als sie ihm aber erklärte, wie sie dazu gekommen sei, billigte er sowohl die Absicht, als ihr Verfahren dabei und fügte hinzu, es freue ihn, sie so angenehm und so nützlich beschäftigt zu sehen.

Nachdem er sich ein wenig mit den Kindern unterhalten und sie zu fleißigem Lernen ermuntert hatte, nahm er grüßend Abschied, indem er hinzufügte, Greta werde ihn Abends in der Mühle treffen, wohin er zu gehen beabsichtige.

Beim Eintritt in's Haus fand er die Wirthsstube leer; nur Rickele saß auf einem Schemel beim Fenster und hatte eine große, alte Bibel auf einem Stuhl vor sich liegen, während sie in der einen Hand einen angefangenen Strumpf hielt und mit der andern zählte, wie oft sie schon abgenommen habe; als sie damit fertig war, betrachtete sie den großen Knaul grauer Wolle, der neben ihr am Boden lag, und dann handhabte sie wieder mit erneuerter Emsigkeit ihre Stricknadeln, während sie langsam vor sich hin sagte: ‚Wer nicht recht thut, der ist nicht von Gott, und wer nicht seinen Bruder lieb hat —‘.

Sobald sie ihn erblickte, stand sie auf und legte die Bibel auf den Tisch, fuhr aber fort, zu stricken.

„Potz tausend, wie fleißig Rickele,“ sagte er.

„Was mag wohl in dem Knauel sein, daß Du so eifrig daran bist, ihn aufzustricken?“

„Ich stricke Winterstrümpfe für den Karl,“ sagte sie, indem sie verlegen die Maschen auf der Nadel hin- und herschob, ohne zu beachten, daß einige herunterfielen, „und die Mutter hat etwas in den Knaul gethan zur Belohnung für mich; ich weiß nicht, was es ist, aber ich glaube, es sind einige Sechser, und dann kann ich mir ein neues Haarband kaufen für Sonntags. Mein altes Band ist sehr häßlich, und jetzt geb' ich mir Mühe, den Knaul bald aufzustricken, um bald ein neues zu haben.

‚Euer Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott,‘ dachte der Vikar im Stillen. Dann sagte er laut: „Als ich hereinkam, hörte ich, wie Du einen Spruch aus der ersten Epistel Johannis gelernt hast. Wie's scheint, lernst Du auch für Herrn Graydon; aber verstehst Du auch, was Du lernst? Wer ist Dein Bruder? Kennst Du das Gleichniß, wo uns das erklärt wird?“

Rickele dachte einen Augenblick nach und dann nannte sie das Gleichniß vom guten Samariter.

„Ja,“ sagte der Vikar, „unser Bruder, das will sagen unser Nächster; ein jeder Mensch ist unser Nächster und unser Bruder in Christo, und darum sollen wir alle Menschen lieb haben und gütig und freundlich gegen sie sein. ‚Wer nicht lieb hat, der kennt Gott nicht, denn Gott ist die Liebe.‘ Aber sage mir, wo ist der Vater mit den Knaben? An diesen schönen, noch rauchenden Brodlaiben hier kann man errathen, daß die Mutter wohl beim Backofen sein muß?“

„Ja, Herr Vikar, die Mutter hat heut' gebacken,

und sie hat mich hier gelassen, um zu hüten, sonst wär' ich mit den andern Kindern in den Wald gegangen, um der Greta aufzusagen. Der Vater ist im Baumgarten beim Obstschütteln und Karl und Oswald helfen auflesen."

In diesem Augenblick trat der Müller herein, und nachdem er den Herrn Vikar freundlich begrüßt hatte, warf er der Kleinen einen rothwangigen Apfel zu ‚als Hüterlohn' und sagte:

„Bring' uns Gläser, Rickele, und eine Flasche Wein. — Haben Sie's schon gehört, Herr Vikar," fuhr er dann fort, indem er sich an diesen wandte und zugleich einen großen Tabaksbeutel aus der Tasche zog, um seine Pfeife zu stopfen, „daß Sie eines Ihrer Pfarrkinder verlieren?"

„Was für eins und auf welche Art?" fragte der Vikar.

„Nun, sehen Sie, der Schäfertoni war letzte Woche auf dem Jahrmarkt und fiel einem Agenten in die Hände, der Rekruten anwirbt für eine neue deutsche Kolonie in Brasilien, und der Mensch hat ihm die Vortheile der Emigration im Allgemeinen und dieser Kolonie im Besondern in einem so günstigen Lichte darzustellen gewußt, daß er nun ganz davon eingenommen ist und sich's nicht mehr ausreden läßt; — alle Vorstellungen sind vergebens, und die alten Schäfers sind ganz außer sich. Sie müssen nun ihr Gütchen versteigern lassen und eine Wohnung im Dorf suchen, um ihre alten Tage dort zu verbringen."

„Die armen Leute! ich will sehen, ob ich sie ein wenig trösten kann," entgegnete der Vikar. „Es ist jedenfalls nicht schön vom Toni, seine alten Eltern so zu verlassen, und 's ist auch Schade für das nette Gütchen, das er wieder recht hätte in Stand bringen können; aber es wundert mich nicht, daß dieser Agent

ihn hat überreden können. Ein Freund von mir, der eben aus Brasilien zurückkommt und der auch Viguei-ro's Kolonie besucht hat, ist dieser Tage bei mir auf Besuch gewesen, und hat mir solch' eine lockende Schilderung davon gemacht, daß ich mich selbst manchmal geneigt fühlen möchte, dorthin auszuwandern."

„Was mich anbetrifft," versetzte der Müller, „so hab' ich nie große Lust zum Auswandern gehabt, und ganz besonders kann ich's vom Toni nicht begreifen, daß er fortgehen mag, wo er's doch so gut hat daheim. Meine Frau hat zwar so ihre besonderen Vermuthungen über diese Laune und sagt, es sei Greta's Fehler; aber so sind die Weiber! sie meinen, Alles drehe sich nur um sie, und wollen immer einen derartigen Beweggrund aus Allem herausklügeln, was wir Männer thun."

Der Vikar gab keine Antwort hierauf, sondern fing an von Brasilien zu erzählen, indem er wiederholte, was Hermann ihm über Vigueiro's Kolonie mitgetheilt hatte.

„Es ist wahr," sagte er unter Anderm, „was Künste und Erfindungen anbetrifft, sind die Brasilianer in mancher Hinsicht hinter uns zurück; was würden Sie zum Beispiel zu einer Mühle sagen, die aus nichts Weiterem besteht, als aus einer Kiste und einem Stämpfel darin?"

Der Müller machte große Augen.

„Es ist eine Thatsache," fuhr der Vikar lächelnd fort, „daß in einigen Gegenden des Landes das Mehl so bereitet wird. Mein Freund erzählte mir, wie in der Nähe von Tigris seine Aufmerksamkeit mehrmals durch schwere, dumpfe Töne gefesselt wurde, die sich in kurzen Zwischenräumen wiederholten. Er suchte der Sache auf die Spur zu kommen und fand, daß diese Töne durch eine Mühle von sonderbarer Bauart hervorge-

bracht wurden. Die ganze Maschine bestand aus einem etwa zehn Fuß langen Baumstamm, der so aufgehängt war, daß das untere Ende bis etwa zu der Höhe von sechs Fuß sich in einer mit Getreide angefüllten Aushöhlung herumbewegte. Das andere Ende hingegen war an eine Kiste befestigt, die so eingerichtet war, daß ein kleiner Abfluß von einem Waldbach hineingeleitet werden konnte. Wenn die Kiste mit Wasser angefüllt ist, geht das Gleichgewicht auf das kürzere Ende des Stämpfels über und das lange Ende wird in die Höhe gezogen, dann geht das kurze Ende wieder hinunter, das Wasser wird ausgeleert und das lange Ende fällt auf das Korn zurück. Auf diese Weise wird der Stämpfel in regelmäßiger Bewegung erhalten, und das Getreide wird in Mehl zerstampft."

Gerade als der Müller eine etwas verächtliche Vergleichung machen wollte zwischen der so geschilderten Maschine und seiner eigenen wohlgeordneten Einrichtung, trat Greta herein, um den Tisch zu decken.

„Bist Du fertig mit dem Melken, Kind?" fragte der Onkel, sich rasch zu ihr wendend.

„Ja, Onkel."

„Ist Alles in Ordnung im Stall? was macht das Bein der Rothbläß?"

„Die Geschwulst ist leider nicht besser, sondern eher schlimmer, wie's mir scheint; das arme Thier hat arg hinken müssen beim Heimkommen."

„O weh! warum hast Du mir das nicht gleich gesagt?" rief der Müller aus, und stand sogleich auf. „Ich muß gehen," fuhr er dann fort, „und selbst nachsehen; 's ist eine unserer besten Kühe, ich möcht' sie nicht verlieren! Entschuldigen Sie, Herr Vikar! ich bin bald wieder da; Sie bleiben hier zum Nachtessen, nicht wahr?"

Der Vikar entgegnete, er wolle ihn nicht zurück-

halten, er habe noch Etwas mit Greta zu reden. Dann zog er das mitgebrachte Buch aus der Tasche und übergab es ihr; es war Bogatzky's Leben, das erst kürzlich von dem alten Pfarrer in Mönchthal herausgegeben worden war, welcher, da er nicht mehr persönlich unter seiner Gemeinde thätig sein konnte, seine noch übrigen Kräfte auf literarische Arbeiten zum Besten derselben verwandte.

„Ich habe das Büchlein gerade heute zu Ende gelesen," sagte er, „und es hat mir sehr gefallen; solche Beispiele frommer Ergebung und kindlichen Glaubens müssen uns erbauen und stärken. Du bist wahrscheinlich schon lange fertig mit der ‚Perle der Tage'; es gab in der letzten Zeit so viele Krankenbesuche zu machen, daß ich nicht leicht an etwas Anderes denken konnte. Der rasche Witterungswechsel der letzten Zeit ist Manchem nachtheilig gewesen, besonders schwächeren Constitutionen; ich hab's selbst auch etwas gespürt; unser veränderliches Klima mit seinen rauhen Winden und frostigen Abenden ist mir gar nicht zuträglich; ich möchte wahrhaft auch mit den Auswanderern fortziehen und ein heißes Klima probiren, wenn ich nicht unserem guten Herrn Pfarrer die Mühe ersparen wollte, sich noch in seinen alten Tagen an einen andern Vikar gewöhnen zu müssen. Wenn ich wirklich auch irgend eine Frucht meiner Arbeit hier sehen könnte, würde ich nicht an's Fortgehen denken, sondern aus Pflicht hier bleiben und wenn es auch auf Kosten meiner Gesundheit geschehen müßte; aber die Herzen scheinen mir oft so kalt, so lau, so gleichgültig, und ich finde so wenig geistliches Leben."

Greta hätte ihm gerne erzählt, wie er einen Lichtfunken in dem Herzen des lahmen Uhrkastenmachers angezündet und ihn zum Leben erweckt habe, wie er sie selbst getröstet und aufgerichtet habe in jener schweren Trübsalszeit, und wie die Frau Föhrenbach und ihre

Familie ihn verehrten; aber sie wagte es nicht; sie blieb deßhalb bei dem Gespräch über das Klima stehen und erinnerte ihn daran, daß ja gerade jetzt auch wieder herrliche Sommertage da seien und ein so schöner blauer Himmel, und die Wälder seien noch so schön grün.

„Es ist wahr,“ sagte er; „aber ich dachte an ein Land, wo es fast das ganze Jahr hindurch Sommer ist, wo der Himmel noch ein tieferes Blau hat als in unserer Heimath, wo die Wälder nicht bloß mit ernsten, dunkeln Tannen angefüllt sind, sondern mit blühenden Bäumen, deren Zweige mit Schlingpflanzen in allen Farben des Regenbogens prangen; aber ich muß gehen,“ unterbrach er sich plötzlich und stand auf, „und fast hätt' ich die Hauptsache vergessen. Die arme Elise Föhrenbach ist recht in Sorge wegen der kleinen Mimi, die immer schwächer wird; sie hat ihr ganzes Herz so sehr an dieses Kind gehängt, daß sie sagt, sie könne nicht ohne dasselbe leben. Ich habe ihr zugesprochen, um Ergebung in den Willen Gottes zu bitten und sich seiner gnädigen Führung vertrauensvoll zu überlassen; aber meine Worte scheinen wenig Eindruck auf sie gemacht zu haben. Sie antwortet: ‚Ja, Herr Vikar, ja!‘ und das ist Alles. Du hast viel Einfluß auf sie, ich weiß es, und darum möchte ich Dich bitten, recht bald zu ihr zu gehen und zu versuchen, sie zu trösten.“

„Ich fürchte, ich kann nicht viel ausrichten,“ entgegnete Greta nachdenklich; „aber ich will mein Bestes thun. Ich besuche sie gewöhnlich an jedem Markttag, und ich weiß, daß es ihr sehr schwer fällt, an den Tod des Kindes zu denken. Sie ist besonders betrübt darüber, daß das Kind, wie wir Alle, voll böser Neigungen und Leidenschaften ist, und daß es noch gar nichts von dem Heiland weiß, und also auch nicht an seinen Tod am Kreuze glauben kann, wodurch wir ja allein können selig werden. Aber wer kann sagen, was im

Herzen des Kindes vorgeht? Meinen Sie nicht auch, Herr Vikar?"

„Gewiß," erwiederte dieser; „ein Herz, das uns ganz dunkel und leer zu sein scheint, kann als eine herrliche Perle in den Augen Gottes gelten. Adieu, Greta! ich bin überzeugt, wenn Jemand sie trösten kann, so bist Du's!"

XII. Große Veränderungen.

O Liebe, lehre du mich lieben,
In Demuth und Geduld mich üben,
Mich jeder fremden Freude freu'n!
Die Liebe ist der Menschheit Ehre;
O Liebe, Jesus Christus, lehre
Mein Herz dem Deinen ähnlich sein!

Die kleine Mimi wurde wirklich immer schwächer, und der Arzt versicherte, die rauhe Witterung, die seit dem ersten November eingetreten war, habe ihren Zustand bedeutend verschlimmert, und sie gehe mit großen Schritten ihrem Ende entgegen.

Greta war beauftragt worden, der armen Mutter und Elisen diese Nachricht mitzutheilen, und von nun an war sie dort, so oft man sie zu Hause entbehren konnte. Elise, welche sich noch immer anklagte, die Ursache von dem elenden Zustande ihres Schwesterchens zu sein, konnte den Gedanken an dessen Tod nicht ertragen, und die alte Mutter, obschon ergebener als ihre Tochter, war tief betrübt über den bevorstehenden Verlust: es zeigte sich auch hier, was schon oft bestätigt worden ist, daß, einem wunderbaren Gesetze des allmächtigen Gottes gemäß, die Verwandten Blödsinniger und elender Kretinen oft mit ganz ungewöhnlicher Liebe an denselben hängen, gleichsam wie um denselben einen

Ersatz zu bieten für den Widerwillen Anderer im Allgemeinen.

Mit der Abnahme von Mimi's körperlichen Kräften schienen ihre Geisteskräfte aufzuleben und sich zu entwickeln. Sie hatte sich an Greta gewöhnt, seit diese so oft kam, und ließ sich gerne durch sie verpflegen, hörte ihr auch willig zu, wenn dieselbe mit ihr sprach. Oftmals wenn Greta neben ihr Bett hinkniete und laut betete, so hörten die nervösen Zuckungen ihrer Arme auf, sie lag ruhig da und betrachtete die neben ihr knieende Gestalt, bis sie zu sprechen aufhörte. Es war unmöglich, zu entdecken, ob sie irgend Etwas davon verstehe; aber schon der Gedanke an eine solche Möglichkeit war ein großer Trost für Elisen.

Der folgende Tag, nachdem Greta den obengenannten Auftrag des Arztes ausgerichtet hatte, war ein Sonntag. Es war spät am Abend, als sie die Hütte mit langsamen Schritten und verweinten Augen verließ. Jetzt war Alles vorbei! Sie war bei der trauernden Familie geblieben, bis der erste Schmerz etwas besänftigt war; dann hatte sie eine kleine Bibel, eine von denen, die sie von Herrn Graydon erhalten hatte, in Elisens Hand gelegt und sie ermahnt, Trost und Beruhigung darin zu suchen, und dann war sie gegangen.

Es war ein kalter, düsterer Abend; schwere, graue Wolken umzogen den Horizont und stiegen immer höher, bis der ganze Himmel damit bedeckt war. Greta ging langsam weiter, so sehr in Gedanken vertieft, daß sie diese Vorboten eines Schneesturmes erst beachtete, als eine schwere Schneeflocke auf ihre Wange fiel und sich in eine große Thräne auflöste. Jetzt beflügelte sie ihre Schritte und kam noch gerade zu rechter Zeit zu Hause an, um dem eigentlichen Ausbruche des Unwetters zu entgehen.

In der Wirthsstube saß Herr Graydon, welcher

vor einer kleinen Weile angekommen war und nun gemüthlich neben dem warmen Ofen saß mit einer Cigarre und einer Tasse Kaffee.

Greta's Gesicht hellte sich auf bei seinem Anblick, und als kurz darauf die ganze Familie zum Nachtessen um ihn versammelt war und seinen Erzählungen lauschte, vergaß sie den schmerzlichen Auftritt, dem sie soeben beigewohnt hatte.

Als sie am nächsten Morgen aufstand, war der gefallene Schnee wieder ganz verschwunden, und sobald die Sonne den Nebel etwas zerstreut hatte, machte sie sich auf den Weg, um die Rückkehr des Herrn Graydon in der Nachbarschaft zu verkündigen, und die jungen Bewerber für Testamente auf den Nachmittag in die Mühle einzuladen.

Herr Graydon war erstaunt über die große Menge der sich einfindenden Kinder, und noch weit mehr, als er sah, wie gut die meisten derselben ihre Aufgabe gelöst hatten. Bei Einigen war er sehr nachsichtig, in der That, um diese Gelegenheit, das Wort Gottes auszubreiten, nicht ohne Noth vorbeigehen zu lassen. Indessen sah er sich gleichwohl genöthigt, eine Ausnahme zu machen mit zwei großen Knaben, welche behauptet hatten, die Epistel auch lernen zu wollen „aus lauter Spaß", die es aber dann bald wieder aufgegeben und weder auf Greta's Ermahnungen, noch ihr Anerbieten, ihnen zu helfen, geachtet hatten, und die sich nun erfrechten, mit den Andern sich zu melden, um ein Testament zu erhalten. Nach einigen Worten des Tadels über ihr ungebührliches Benehmen erlaubte ihnen Herr Graydon aber dennoch, die ihnen geliehenen kleinen Exemplare der Epistel Johannis noch einige Zeit zu behalten, um das Versäumte wo möglich nachzuholen, und er versprach ihnen, dem Herrn Pfarrer in Mönchthal ein Neues Testament für einen Jeden von ihnen

zu übergeben, um es ihnen an Weihnachten zuzustellen, wenn sie bis dorthin ihre Aufgabe gelernt hätten.

Hierauf wandte er sich an das kleine Rickele und übergab ihr eine große, zierlich in Leder eingebundene Bibel mit Goldschnitt, indem er sagte:

„Dieß ist eine besondere Belohnung, weil du während dieser Zeit nicht nur die erste, sondern auch die zweite und dritte Epistel Johannis gelernt hast und sie mir ganz ohne Fehler und ohne Anstoß hersagen konntest.“

Wegen der eingetretenen veränderlichen Witterung entschloß sich Herr Graydon, seine Weiterreise etwas zu verschieben, und bat den Müller um Erlaubniß, noch einige Tage länger unter seinem gastfreundlichen Dache verweilen zu dürfen. Das Gerücht davon verbreitete sich bald in dem ganzen Thale, und als der Herr Vikar Zilling davon hörte, begab er sich sogleich in die Mühle, um sich von der Wahrheit dieser Aussage persönlich zu überzeugen.

„Hören Sie,“ sagte er zu dem Engländer nach den ersten Begrüßungen, „Ihr gegenwärtiger Aufenthalt hier könnte mir von großem Nutzen sein. Ich bin gerade in einer großen Verlegenheit; mein Onkel hat mir geschrieben, wo möglich für einige Tage nach Hause zu kommen, und ich weiß Niemand, der meine Stelle hier unterdessen versehen könnte. Der Geistliche der nächstliegenden Gemeinde hat mir versprochen, am nächsten Sonntag für mich zu predigen in Mönchthal, aber weiter kann er nichts übernehmen, denn das ist schon sehr viel von ihm: er hat eine große Gemeinde und wohnt drei Stunden von hier. Ich habe aber gegenwärtig mehrere Kranke in meiner Gemeinde, die ich nur ungern verlasse, und für die möchte ich Sie bitten, daß Sie dieselben während meiner Abwesenheit besuchen möchten, wenn es Ihnen möglich wäre; ich hoffe, nur einige Tage fortzubleiben.“

Herr Graydon übernahm dieses Amt willig, konnte aber nicht versprechen, länger als vier Tage dazubleiben; darauf ließ er sich die Namen und Wohnungen der zu besuchenden Kranken nennen und schrieb sie auf.

„Es ist doch nichts Schlimmes vorgefallen bei Ihnen daheim, Herr Vikar? Ich hoffe, es ist Niemand krank?“ fragte der Müller besorgt.

„O nein!“ erwiederte der Vikar; „mein Onkel und meine Tante wollen ihre silberne Hochzeit feiern, und weil sie Elternstelle bei mir vertreten und mich gleichsam an Kindesstatt angenommen haben, so darf ich bei dem fröhlichen Familienfeste nicht fehlen, zu dem man von nah und fern zusammenkommt.“

„Nun,“ sagte Herr Graydon, „da wünsche ich Ihnen zum Voraus viel Freude dazu und hoffe, daß sie Alle recht vergnügt sein mögen. Wir haben diesen Gebrauch nicht in England; aber doch hörte ich einmal von einem solchen Ehepaare, das nach einem 25jährigen glücklichen Zusammenleben den Jahrestag der Trauung nach deutscher Sitte durch ein besonderes Fest auszeichnete.“

„Herzlichen Dank für Ihre guten Wünsche und Ihr Versprechen, meine Kranken besuchen zu wollen,“ sagte der Vikar, mit warmem Händedruck von Herrn Graydon und dem Müller Abschied nehmend. Dann entfernte er sich rasch, um Vorkehrungen zu treffen, damit er am nächsten Morgen in aller Frühe verreisen könne.

Seine Verwandten wohnten in Steinach, einer großen Ortschaft mit 2200 Einwohnern, im Herzogthum Sachsen-Meiningen gelegen. Sein Onkel war Besitzer eines ansehnlichen Eisenhammers, dessen Erzeugnisse von ausgezeichneter Qualität waren, so daß er, im Gegensatz zu so manchen andern deutschen Fabrikanten, seinen Stolz und seine Ehre darein setzte,

seine Waaren mit seinem eigenen Namen zu versehen und nicht betrüglicherweise mit irgend einem englischen.

Die Reise ging glücklich von Statten, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen wäre. Bei dieser ungünstigen Jahreszeit gab es wenig Reisende, und er hatte streckenweise den Eilwagen ganz für sich allein.

Bei einer der letzten Poststationen stiegen jedoch zwei Personen ein, die seine besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Es war ein gut gekleidetes, wohlhabend aussehendes Ehepaar, das ihn mit gutmüthiger Freundlichkeit begrüßte, und mit dem er sogleich ein Gespräch anknüpfte.

„Es ist recht kalt zum Reisen," sagte er; „ich bin froh, nicht mehr allein zu sein, denn in einem leeren Wagen friert man noch weit mehr."

„Sie kommen wohl aus dem Thale?" fragte die Dame.

„Nein und ja! das Thal, aus dem ich komme, liegt hoch auf den Bergen. Ich komme vom Schwarzwald."

„Aha, die Gegend kenne ich gut," sagte der Herr; „ich bin auf dem Schwarzwald geboren und erzogen worden."

„Wirklich! Da kennen Sie vielleicht Dornfeld oder Mönchthal?"

„Nein, ich wohnte in einer andern Gegend; aber ich habe einmal meine Nichte in dem Institut zu K. besucht, und das liegt in der Nähe von Dornfeld, wenn ich nicht irre; ich weiß aber nicht, ob sie jetzt noch dort ist; ich bin nicht in Verbindung mit ihren andern Verwandten, die sich ihrer angenommen haben."

„In meiner Gemeinde ist auch eine Tochter, die früher im Institut zu K. war; vielleicht ist's gerade diese; sie wohnt jetzt bei einem Onkel in der Nähe von Mönchthal: ihr Name ist Weiler — Margaretha Weiler."

„Was? das ist gerade meine Nichte! Jetzt erzählen Sie uns recht viel von ihr. Wie geht es ihr und wie macht sie sich? Sie sind wohl der Geistliche des Orts und müssen sie also näher kennen?“

Ueber Greta's Charakter und Wohlbefinden ließ sich allerdings eine ziemlich befriedigende Auskunft geben, nicht so sehr aber in Bezug auf ihre Lage und ihre wahrscheinliche Zukunft.

„Das arme Kind, das arme Kind!“ rief der gute Mann mitunter aus, indem er seine Frau ansah.

„Ja, Lieber!“ antwortete diese, seine Gedanken errathend; „wenn wir nur nicht so viel eigene Kinder hätten!“

„Freilich, freilich!“ entgegnete er, als der Eilwagen eben in Steinach anlangte, und der Vikar sich verabschieden mußte. „Nun,“ fuhr er fort, „grüßen Sie die gute Greta recht herzlich von uns, — von Onkel Friedrich und Tante Anna, — das heißt, wenn Sie wieder dort sind, — und sagen Sie ihr, wir hoffen, sie werde uns einmal in Thalheim besuchen.“

Der Vikar kam bei seinem Onkel am Vorabend des Festes an, also früh genug, um an allen Festlichkeiten Theil zu nehmen. Es kamen aber viele Freunde und Bekannte mit Gratulationen den Tag hindurch und des Abends war ein großes Gastmahl, so daß er seine Pflege-Eltern selbst eigentlich sehr wenig sah, und als er am nächsten Morgen wieder verreisen mußte, hatte er eigentliches Heimweh, wie ein Schüler am Ende seiner Ferien.

Er wünschte sich eine eigene Heimath oder doch wenigstens eine Stelle in der Nähe seiner Verwandten; — sein jetziges einsames Leben, seine Entfernung von all' den Seinigen, sein Mangel an Umgang mit Seinesgleichen fiel ihm schwerer als je.

Noch immer war er in derartige Betrachtungen

vertieft, als er in Dornfeld ankam. Von hier aus mußte er zu Fuß gehen bis nach Mönchthal.

Kaum hatte er einige Schritte auf der staubigen Landstraße zurückgelegt, als er von einem tapfer marschirenden Fußgänger eingeholt wurde. Es war Vigueiro's Agent, der sogleich eine Unterhaltung mit ihm anknüpfte. Dieser hatte ihn nämlich als einen Geistlichen erkannt und benützte die Gelegenheit, sich zu erkundigen, ob er nicht einen jungen Geistlichen wüßte, der willig wäre, nach Brasilien zu gehen als Pastor einer dort neu gegründeten deutschen Kolonie.

„Er würde zwar keinen sehr großen Gehalt bekommen," erklärte er dabei, „indessen würde er viel Gutes wirken können. Die Reise würde ihm auch bezahlt."

„Ganz recht," entgegnete der Vikar zerstreut.

Sonderbarer Weise kam ihm der Gedanke, ob er nicht etwa der Mann dazu wäre, und doch hatte er sich ja soeben eine Stelle in der Nähe seiner Verwandten gewünscht!

„Ich will mich der Sache annehmen," fuhr er fort; „auf jeden Fall werde ich Ihnen schreiben, wenn Sie mir Ihre Adresse geben wollen."

Der Agent, der ein schlauer Mann war, hatte schon gemerkt, daß seine Worte im Grunde mehr Anklang gefunden hatten, als es schien, und nun benützte er seinen Vortheil, um sowohl die Kolonie, als die Person ihres Gründers in das günstigste Licht zu stellen.

„Ein verheiratheter Mann wäre besser als ein allein stehender," sagte er zum Schluß; „für einen solchen Posten sollte er eine recht thätige Frau haben und wo möglich noch nicht viele Kinder."

„Es ist begreiflich," erwiederte der Vikar; „ich will sehen, was sich thun läßt; leben Sie wohl, mein Weg geht hier ab nach Mönchthal."

Daheim erwarteten ihn wichtige Nachrichten. Es war schon dunkel, als er bei seiner Wohnung am Ende des Dorfes ankam. Als er zur Hausthüre eintrat und neben der halbgeöffneten Küchenthüre vorbeiging, erblickte er die Mutter Batt am Heerde stehend und Eierkuchen backend. Sobald sie ihn sah, rief sie ihm entgegen:

„Herr Vikar, wissen Sie schon, was geschehen ist?" Zugleich verließ sie ihre Beschäftigung und fuhr fort, indem sie ihm die Hand reichte: „Hat's Ihnen noch Niemand gesagt, wirklich?"

„Niemand, ich weiß nichts; was ist geschehen?"

„Wie sonderbar, daß Sie noch nichts wissen! Unser lieber, guter Herr Pfarrer ist am gleichen Tag gestorben, wo sie abgereist sind! Er ist plötzlich vom Schlag gelähmt worden, der arme, gute Mann! Sein Schwiegersohn ist dann sogleich gekommen, ein junger Mann; man sagt, er werde gewählt werden, und werde dann keinen Vikar mehr brauchen."

Solche Nachrichten wirkten natürlich ziemlich aufregend auf unsern guten Vikar, obschon er den letzten Punkt noch etwas bezweifeln mochte. Nach weiteren Erkundigungen in jeder Hinsicht verfiel er in ein tiefes Nachdenken, aus welchem ihn die gute Alte vergebens zu ziehen versuchte, indem sie ihn versicherte, wie sehr die Dorfleute sein Weggehen bedauern würden, und wie s i e besonders ihn vermissen werde.

Endlich brachte sie ihm sein Nachtessen und ließ ihn allein, aber er hatte keinen großen Appetit, und stand bald auf, um einen der Nachbarn aufzusuchen. Nach längerem Gespräch mit diesem, der das schon Gehörte wirklich alles bestätigte, ging er heim, um eine schlaflose Nacht zu verbringen.

Der folgende Tag war mit vielerlei Geschäften angefüllt; des Abends suchte er aber die Thalmühle auf, während er unterwegs allerhand Pläne entwarf.

Es war gerade Waschtag in der Mühle. Greta war noch sehr beschäftigt; sie hatte eine große, weiße Schürze umgebunden, und lief beständig mit großen Körben voll getrockneter Wäsche im Hause hin und her, so daß es ihm unmöglich war, mit ihr zu sprechen, und ihr den Auftrag ihres Onkels auszurichten. Herr Graydon war abgereist; der Müller war bei seinem Geschäft, es war Niemand zur Unterhaltung da, als die beiden Knaben, und da ihn gegenwärtig seine eigenen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch nahmen, zog er es vor, sie ihren Spielen zu überlassen, und sich mit einer Cigarre wartend an's Fenster zu setzen.

Von hier aus beobachtete er, wie geschäftig Greta hin- und her ging, und als er darüber nachdachte, wie fleißig sie sei, was für ein verständiges, angenehmes und bescheidenes Mädchen, und wie gut erzogen, kam ihm plötzlich der Gedanke, der aber wohl schon länger in ihm geruht haben mochte, sie würde gerade eine Frau sein, wie er sie brauche.

Endlich konnte er mit ihr sprechen, und die Grüße ihrer Verwandten an sie ausrichten. Sie hörte mit Thränen in den Augen zu, und als sie so weinend vor ihm stand, nahm er plötzlich ihre Hand und sagte: „Greta, würdest Du mich nach Brasilien begleiten wollen?“

„Herr Vikar!“ .... rief sie tief erröthend aus.

XIII. Die Abreise.

Einige Stunden später verließ der Vikar das Haus. Der Müller begleitete ihn eine Strecke weit, und als er zurückkam, sagte er laut vor sich hin, sich

zufrieden die Hände reibend und an die schöne Mitgift denkend, die er seiner Nichte geben wolle:

„Rothbläſſe iſt zwar ihr Liebling unter allen Kühen; aber das arme Thier hinkt, das geht nicht; aber die Schecke und Falche, das ſind beide ſehr ſchöne Thiere! Frau," rief er dann in's Haus, „was denkſt Du wegen den Kühen?"

Aber die Frau war in der Küche beſchäftigt und er mußte warten. Auch ſie hatte viel zu überlegen; ſie dachte an den großen Hochzeitsſchmaus, und an die Zurüſtungen dafür, an ihre Leinwandvorräthe, und an die verſchiedenen Weißzeug-Artikel, die eine Frau Pfarrerin brauchen werde; wie manches Dutzend Strümpfe, Betttücher, Tiſchtücher, Handtücher ꝛc.

Der Müller hatte unterdeſſen folgendes Geſpräch mit ſich ſelbſt: „Ach," ſagte er, „warum müſſen ſie aber auch nach Braſilien gehen? Das gefällt mir gar nicht. Warum können ſie nicht dableiben? Wenn der Schwiegerſohn unſers ſel. Pfarrers die Stelle bekommt, ſo können ſie allerdings nicht in Mönchthal bleiben, das iſt klar; aber es gibt noch viele andere Pfarreien im Land. Das Auswandern gefällt mir nun einmal gar nicht."

Auch Greta dachte nur ungern daran, ſoweit von ihrer Heimath fortzugehen, aber ſie ſuchte ſich darein zu ſchicken. Mit wie ganz andern Gefühlen legte ſie ſich dieſen Abend zur Ruhe, als an jenem Abend, gerade ein Vierteljahr vorher, wo ſie nach ihren Mißgeſchicken am Markttage ſo harte Worte von ihrer Tante hatte hören müſſen? Ihre dringenden Gebete um Troſt und Hülfe waren jetzt über alles Erwarten erhört worden; ſie konnte jetzt nur danken für alles Schwere und für ihr jetziges großes Glück, und ſie wiederholte mit fröhlichem Herzen den folgenden Vers ihres Lieblingsliedes:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan!
Er ist mein Licht, mein Leben,
Der mir nichts Böses gönnen kann;
Ich will mich ihm ergeben
In Freud und Leid;
Es kommt die Zeit,
Da öffentlich erscheinet,
Wie treulich er es meinet."

Als der Herr Vikar am nächsten Tag in die Mühle kam, hatte er einen soeben geschriebenen, noch unversiegelten Brief in der Hand, den er Greta hinreichte mit den Worten:

„Ein Brief an Deinen Onkel! Du kannst lesen, was ich geschrieben habe, und dann schreibe noch einige Zeilen dazu. Herr Werth hat auch noch Anrechte an Dich, und ich habe ihn ersucht, wenn Deine übrigen Verwandten einwilligen, die Hochzeit bei ihm feiern zu dürfen. Ich habe auch an meinen Freund Hermann geschrieben, mich in Steinach zu besuchen, wo ich wegen allerhand Besorgungen mehrere Wochen werde verweilen müssen; wenn Du diese Zeit bei Deinem Onkel verbringen könntest, wären wir nicht weit von einander entfernt und könnten uns öfters sehen. Wenn meine Angelegenheiten geordnet sind, kann ich von meinen Verwandten Abschied nehmen, und mich dann nach Thalheim begeben, von wo aus wir nachher ohne Weiteres verreisen können."

Das war gerade, was Greta im Stillen gewünscht hatte; sie wußte, wie ihre Tante an allen ländlichen Sitten und Gebräuchen hing, und war herzlich froh über die Aussicht, all' dem Tumult einer Bauernhochzeit entgehen zu können; sie mußte dem Abfahren des Brautwagens beiwohnen, bräutlich geschmückt mit Musik und Gesang das Dorf durchziehen, den Hochzeittanz mitmachen, das wußte sie, und dieses Alles, zugleich

mit dem lärmenden Hochzeitmahl, war ihr sehr zuwider; der Vikar hatte ihre Gedanken hierüber errathen, und deßhalb jenen andern Plan entworfen.

Zuerst aber bat er um die Erlaubniß, daß Greta ihre ländliche Tracht ablegen dürfe, und die Müllerin mußte, wenn auch höchst ungern, ihre Einwilligung dazu geben. Greta war sehr froh, ihre frühere Kleidung wieder hervorholen zu können, und dieser Wechsel war für sie das erste äußere Zeichen, daß nun ein ganz anderes Leben für sie beginne.

Obschon ihr die malerische Landestracht ausnehmend gut gestanden hatte, gefiel sie dennoch ihrem Bräutigam täglich besser, nicht äußerlich, sondern dem Charakter nach, je mehr er sie kennen lernte; er mußte ihren kindlichen Glauben, ihre Ergebung, ihre Geduld und Sanftmuth bei den täglichen Widerwärtigkeiten des Lebens mehr und mehr bewundern und schätzen. Er führte sie öfters darauf, ihm von ihrer Kinderzeit zu erzählen, von ihrer Mutter, ihrem Anstaltsleben, ihrer verstorbenen Tante, die sie so sehr geliebt hatte. Ein Punkt allein blieb unberührt und wurde von beiden sorgfältig vermieden: es war die traurige Geschichte ihres Vaters. Der Vikar wußte genug darüber, um alle weitern Erklärungen für gefährlich zu halten, und obschon er es Greta gerne gegönnt hätte, ihr Herz durch eine umständliche Mittheilung erleichtern zu können, wagte er es doch nicht, ihr Veranlassung dazu zu geben. Einmal kam ihm der Gedanke, Weiler sei vielleicht auch mit dem Agenten Vigueiro's zusammengetroffen, da dieser schon vor einem Vierteljahr in der Gegend gewesen war, und er habe sich etwa auch unter die Zahl der Kolonisten aufnehmen lassen. Aber er suchte sich diesen Gedanken wieder auszureden; die Welt sei groß, dachte er, und

der arme Mann könne ebensowohl einen ganz andern Weg eingeschlagen haben.

An schönen, hellen Wintertagen, wenn der Weg trocken oder wenigstens hart gefroren war, spazierte er mit Greta hie und da in den Wald zu dem Weideplatz, wo sie so manche Stunde verbracht hatte; dann erzählte er ihr von Brasilien, und zerstreute scherzend die Bangigkeit, die sie bei diesem Namen beschlich; er beschrieb mit Lebendigkeit die Vorzüge eines Aufenthaltes daselbst, und endigte mit dem Versprechen, schon nach einigen Jahren wieder nach Europa zurückkehren zu wollen, so daß die Wolke auf ihrer Stirne verschwand, und ihre Besorgniß in eine fröhliche Erwartung dieser wichtigen Zukunft verwandelt wurde.

Aber die Zeit kam herbei, wo diese friedlichen Unterhaltungen ein Ende nehmen mußten. Der neugewählte Pfarrer kam an, und der Vikar mußte seine Stelle verlassen. Ein Brief aus Thalheim, von Onkel und Tante Werth, hatte außer vielen herzlichen Glückwünschen nicht nur eine dringende Einladung an Greta gebracht, die letzten Wochen vor ihrer Hochzeit daselbst zu verbringen, sondern auch den Wunsch ausgesprochen, daß diese letztere wirklich dort gefeiert werden möchte.

Nun wurden eifrige Vorkehrungen zur Abreise getroffen. Als diese so ziemlich beendigt waren, machte Greta noch einen Abschiedsgang zu allen ihren Bekannten in der Umgegend: es war ein trauriger Tag für sie, denn sie war überall beliebt gewesen; aber der Gedanke an ihr glückliches Loos versüßte ihr den Schmerz der Trennung von ihrer Heimath. Die Familie Föhrenbach besuchte sie zuletzt. Der Vater und Hans waren am Nachmittag nach Hause gekommen, um bei Greta's Abschiedsbesuch da zu sein; sie hatten einen Knaben angestellt, um den Meiler unterdessen

zu besorgen. Als der alte Vater von Greta Abschied nahm und ihr die Hand reichte, rollte eine Thräne über seine Wange und er sagte:

„Mögest Du überall so viel Liebe und Freundschaft finden, als Du uns erwiesen hast!“

„O gewiß,“ sagte die Mutter, „das wird sie; und wenn sie jetzt auch eine große Dame sein wird, so will ich mir sie doch immer am liebsten so vorstellen, wie sie damals war, als ich sie das erste Mal sah, wo sie das schöne Lied sang auf der Waldwiese beim Viehweiden.“

Elise war nicht da. Sie war auf den Friedhof gegangen, um den Schnee von Mimi's Grab wegzuschaffen. Greta suchte sie dort auf, und sprach noch manche herzliche, unvergeßliche Worte der Theilnahme und des Trostes mit ihr.

Endlich nahm sie Abschied und sagte:

„Nun leb' wohl, liebe Elise; wir wollen nicht zu ernsthaft Abschied nehmen; wenn der Hans einmal verheirathet ist, und man Dich daheim nicht mehr braucht, so kommst Du dann zu mir, um bei mir zu wohnen, nicht wahr?“

Jetzt kam noch der Abschied bei den Verwandten. Das arme, kleine Rickele war untröstlich; sie hielt Greta lange fest umschlungen und sagte schluchzend:

„Wer wird mir jetzt Lieder und Sprüche lehren, und was müssen der Karl und der Oswald machen ohne Dich, Greta? O geh nicht fort, bitte, Greta, bleib hier!“

„Du mußt jetzt meine Stelle einnehmen, Liebe,“ sagte Greta und küßte sie herzlich; „Du hilfst jetzt den Knaben beim Lernen, statt meiner, nicht wahr? und dabei lernst du selbst auch noch. Leb' wohl, leb' wohl, liebes Rickele! der Schlitten ist da, und der

Onkel ruft. Lauf zur Rosine und sag' ihr, der Brautwagen fahre gleich ab. Wenn sie ihn aufhalten kann, so darf ich ihr das hier geben, sagte die Tante." Und sie hielt ein schönes neues Guldenstück in die Höhe.

XIV. Der letzte Kummer.

Niemand billigte das Auswanderungs-Projekt. Nicht nur Greta's Verwandte, sondern auch die Pflegeältern des Vikars riethen davon ab, aber Aussicht auf eine andere Stelle gab es bis jetzt noch keine.

Da machte ein Brief Hermanns dieser Ungewißheit ein Ende. Er schlug seinem Freunde eine vakante Stelle in seiner Heimath vor, über welche ein Onkel von ihm zu verfügen hatte. Diese Nachricht wurde von Allen mit Jubel aufgenommen, nur nicht von dem Vikar selbst. Er glaubte sich zum Missionsleben berufen, und sah Hermanns Anfrage als eine Versuchung an, der er unter Gottes Beistand widerstehen müsse.

Greta versicherte ihm mehrmals, sie sei willig, ihm überall hin gerne zu folgen; aber er konnte sich nicht verhehlen, daß ihr eine Stelle in Deutschland lieber wäre, als in Amerika.

Er war noch ganz unentschieden, was er thun solle, als ihm plötzlich der Gedanke kam: „Folge ich nicht eher meinen eigenen Neigungen, als einem wirklichen Rufe von Gott?"

Dieser Gedanke fiel ihm immer schwerer auf's Herz; er mußte sich endlich gestehen, daß dieß wirklich bis jetzt der Fall gewesen sei, und jetzt war alles

leicht, jetzt sah er seinen Weg klar vor sich liegen. Niemand war glücklicher als Greta, als er ihr endlich mittheilte, er habe den Auswanderungsplan ganz aufgegeben, und sie erzählte ihm aufrichtig, wie schwer ihr die Sache besonders seither gefallen sei, wo sie von ihren Verwandten in Thalheim so viel Liebe genießen dürfe. Dieß war der letzte Schlag, der seinen Entschluß vollends befestigte und ihm das Aufgeben seines frühern Wunsches leicht machte.

Es gab nun nichts mehr, was einer baldigen Vollziehung der Trauung noch im Wege gestanden wäre.

„Komm, sobald Du kannst," hatte Hermann geschrieben, „je eher, je lieber, die Gemeinde ist schon seit einigen Wochen wie eine Heerde ohne ihren Hirten, und erwartet mit Ungeduld die Ankunft eines neuen Pastors."

Der Tag der Trauung wurde festgesetzt, und die Zurüstungen waren bald beendigt, als Greta noch einen letzten herben Schmerz in Bezug auf ihre Vergangenheit erdulden mußte, bevor sie in ihren neuen, schönen Lebensberuf eintreten durfte.

Eines Abends, als die Dämmerung schon hereinbrach, spazierte sie langsam mit ihrem Verlobten in dem Baumgarten ihres Onkels hin und her, unter traulichen Gesprächen, als sie auf einmal jenen Krämer aus Tyrol auf das Haus zukommen sah. Auch er erkannte sie sogleich, ungeachtet ihres veränderten Aussehens, und als er nun auch noch in ihrem Begleiter einen Bekannten erblickte, blieb er plötzlich vor Verwunderung wie festgebannt stehen.

„Gewiß, ich habe Sie schon gesehen, Fräulein!" rief er dann aus; „es war in einer Mühle im Schwarzwald."

„Freilich," sagte Greta, „Ihr habt Recht; ich war

damals bei meinem Onkel in der Thalmühle, und Ihr habt bei uns übernachtet; es war ein heftiges Gewitter in jener Nacht.“

„Richtig, richtig! Und den Herrn hier hab' ich auch schon gesehen; er ist ein Geistlicher, wenn ich nicht irre; er war auch in der Mühle, als ich das zweite Mal dort war.“

„Ich erinnere mich gut,“ entgegnete dieser; „Ihr habt uns damals von einem Mann erzählt, der aus Australien zurückgekommen war und arretirt wurde; habt Ihr jemals wieder Etwas von ihm gehört seither?“

„Ach, der arme Mensch, den man im Verdacht hatte, sein Weib ermordet zu haben acht Jahre vorher! Freilich,“ fuhr er mit einem Tone des Mitleids fort, indem er sich auf seinen Stock lehnte, „ich bin bald nach jenem Verhör mit ihm zusammengetroffen, es war in der Nähe von Dornfeld; ich hatte Mitleiden mit ihm; er war so ungerecht behandelt worden und sah so unglücklich aus; ich schlug ihm vor, mit mir zu kommen, ich wolle ihm Arbeit verschaffen. Es gibt bei uns immer viel zu thun in der Erntezeit, daß man nie genug Leute finden kann.“

„Und hat er es angenommen?“ fragte der Vikar theilnehmend, indem er Greta's zitternde Hand zärtlich drückte.

„Ich will's Ihnen erzählen, Herr, wie's gegangen ist; er kam mit mir nach Tyrol und fand eine gute Stelle als Oberknecht; man war sehr mit ihm zufrieden, und er war allgemein geachtet. An einem heißen Nachmittage beim Heuen legte er sich nach dem Essen in's Gras und schlief ein; ein Mäher, der sogleich wieder an die Arbeit gegangen war, hatte es nicht beachtet, daß er noch fehle, und fing leider gerade an

jener unglücklichen Stelle an zu mähen, und der erste Sensenstreich schnitt ihm die Halsader entzwei."

„Ach!" seufzte Greta erbleichend.

„Und, und .....?" stammelte der Vikar, die Wahrheit errathend und das arme zitternde Mädchen kräftig stützend.

„Der Tod erfolgte im Augenblick; er gab keinen einzigen Laut mehr von sich."

Greta wandte sich weg und weinte überlaut; aber bald wurde sie wieder ruhiger; bei allem Schmerze mußte sie doch mit dankbarem Herzen zu Gott aufschauen. —



Ostertag, Die Bibel u. ihre Geschichte. 4. Aufl. Preis geb. 14 Ngr. Fr. 1. 70.

— — Entstehungsgeschichte der Basler Mission. Preis 16 Ngr. Fr. 2.

Plieninger, 3 Erzählungen für die Jugend, mit 3 Bild. 2. Aufl. Cart. 6 Ngr. 70 Cts.

Proben der rettenden u. schützenden Vaterhand Gottes. In einer Reihe moralisch-religiöser, interessanter u. wahrer Erzählungen. 3. Aufl. Mit 4 Stahlstichen. 2 Bände. Carton. 27 Ngr. Fr. 3. —

Steiger, C., Die Schweizerknaben in Oberschwaben. Mit 3 Bildern. Cart. 9 Ngr. Fr. 1. 10.

— — Die Uhr. Eine Erzählung für die Jugend, mit 4 Bildern. Cart. 7½ Ngr. 85 Cts.

Schriften allgemein erbaulichen Inhalts.

Auberlen, Die biblische Lehre vom Reich Gottes in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Preis geheftet 4 Ngr. 50 Cts.

Lobstein, J. F., Klippen auf dem Heilsweg. Mit einem kurzen Lebensabriß des Verfassers. 2. Aufl. Preis geh. 9 Ngr. Fr. 1. 10, in Halbfrzbd. 16 Ngr. Fr. 2. 20.

— — Das Wirken der Gnade an den Seelen. Preis geh. 9 Ngr. Fr. 1. 10, Halbfrzbd. 16 Ngr. Fr. 2. 20.

— — Die letzten Worte. Preis geheftet 10 Ngr. Fr. 1. 20, geb. in Hlbfrzbd. 16 Ngr. Fr. 2. 20.

Brandt, M. G. W., Leben d. Luise Reichardt. Zweite bedeut. vermehrte Aufl. Preis geh. 21 Ngr. Fr. 2. 40, in Callico Goldschn. Thlr. 1. 3. Fr. 3. 90.

Brandt, M. G. W., Unsere Kinder, Eine Gabe Gottes, ein Segen des Hauses. Vätern und Müttern in Freud und Leid gewidmet. Preis geheftet Thlr. 1. 12. Fr. 5. 25, elegant in Callico Goldschn. Thlr. 2. — Fr. 7. 50.

Brandt, M. G. W., Worte des Trostes beim Heimgang unserer Kinder. (Separat-Abdruck aus obigem Werk.) In Callico Goldschn. 15 Ngr. Fr. 1. 80.

Zeller, Chr. H., göttl. Antworten auf menschl. Fragen. Ein biblisches Spruch- und Lehrbüchlein für Christen. 2. Aufl. Preis 6 Ngr. 70 Cts.

— — über Kleinkinderpflege. Eine kurze Anleitung für Mütter &c. 3. Aufl. 4 Ngr. 40 Cts.

— — Lehren der Erfahrung für christliche Land- und Armenschullehrer. 4. Aufl. 22 Ngr. Fr. 2. 70.

Schriften für den Gebrauch bei Morgen- und Abend-Andachten.

Lobstein, J. F., tägliche Weckstimmen od. eine Schriftstelle kurz beleuchtet auf alle Tage im Jahr. 3. Aufl. Preis geh. 24 Ngr. Fr. 3. —, geb. in Halbfrzbd. Thlr. 1. 6. Fr. 4. 20, geb. in Callico Goldschn. Thlr. 1. 9. Fr. 4. 80.

— — II. oder Ergänzungsband unter dem Titel „Die christlichen Festtage in 20 Betrachtungen". Preis geh. 12 Ngr. Fr. 1. 50, gebunden in Halbfrzbd. 21 Ngr. Fr. 2. 70.

— — Beide Theile in einen Halbfranzbd. gebunden Thlr. 1. 18. Fr. 6. 30, in Callico Goldschn. geb. Thlr. 1. 21. Fr. 6. 60.

